

Marxismus – Feminismus – Kritische Theorie heute ... und die Wert-Abspaltungs-Kritik

Zur problematischen Insistenz auf Erfahrung, Praxis, Empirie, Subjekt, Klasse und die „gelebten Realitäten“ von Frauen im Verfall des kapitalistischen Patriarchats

Roswitha Scholz

Einleitung

Seit dem letzten Jahrzehnt haben der Marxismus-Feminismus und das Thema Kritische Theorie und Feminismus Hochkonjunktur. Es wurden viele Kongresse hierzu veranstaltet und Sammelbände herausgegeben; etliche linke und feministische Zeitschriften hatten dementsprechend einen „materialistischen Feminismus“ zum Thema (2022 soll ein Band „Kritische Theorie und Feminismus“ herausgegeben von Karin Stögner und Alexandra Colligs im Suhrkamp-Verlag erscheinen). Dem bisher hegemonialen Dekonstruktivismus wird vorgeworfen „unmaterialistisch“ zu sein (siehe etwa Trumann 2018). Versuche etwa, Butler und einen traditionellen Marx zu verheiraten, gibt es zwar noch, obwohl die Prämissen beider eigentlich unvereinbar sind (vgl. etwa Meißner 2010, Adamczak 2017, 2018, Colligs 2021). Auf's Ganze gesehen hat jedoch eine Schwenk zum Materialismus stattgefunden. Die Diskussionen heute drehen sich ebenso, wenn vielleicht nicht sogar mehr um Care, Klasse, Subjekt u. ä.; selbst gestandene Dekonstruktivistinnen bzw. Standpunkt-TheoretikerInnen kommen nicht umhin; dem „Materiellen“ einen zentralen Platz einzuräumen. Dabei erhebt auch ein anachronistisch gewordener Arbeiterbewegungsmarxismus, der im Gegensatz von Arbeiter- und Kapitalistenklasse den gesellschaftlichen Grundwiderspruch sieht, wieder sein Haupt.

Ganz allgemein ist ein Praxis- und Bewegungshype um Klimabewegung, Wohnungsfrage, (Queer-)Feminismus usw. festzustellen. Theorie und übergreifende strukturelle Gesichtspunkte sind dabei in den Hintergrund gerückt bzw. sie bewegen sich häufig von vornherein im Deutungshorizont sozialer Bewegungen und Politik. Somit wird auch gegen eine Theorie, die die Wert-Abspaltung als gesellschaftliche Basisform bestimmt, eingewandt, dass es sich um „eine in sich selbst ambivalente Form [handelt], die umkämpft ist und deren Gestaltung auch Ergebnis von gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen ist“ (Scheele/Wöhl 2018, siehe auch meine Auseinandersetzung mit Beatrice Müller weiter unten). Dementsprechend müsse sie abgewandelt bzw. in ihrer Radikalität verworfen werden.

Nach einem Fetischhype in der Linken – vermittelt vor allem durch eine „neue Marxlektüre“ – kehrt im Fortgang des kapitalistischen Verfalls ein Klassenkampfmarxismus zurück, ungeachtet des Niedergangs des Ostblockmarxismus seit 1989. Rückwärtsgewandte und autoritäre Tendenzen werden nicht nur von rechts sichtbar, sondern auch in der Linken. Man schreckt auch nicht vor einem Bezug auf den verblichenen Staatssozialismus, Lenin usw. zurück. Aber auch feministische Gruppen, die (ehemals) an die Kritische Theorie anschlossen, betonen heute wieder die Empirie, die Erfahrung, die (politische) Praxis, und versuchen einen Klassenkampf-Feminismus wieder zu beleben, wie ich zeigen werde. Zu

Verschwörungstheorien in der Corona-Pandemie haben die Linke und linke Feministinnen so auch das Ihre beigetragen, indem sie personifizierte Herrschaftsverhältnisse im Sinne der „herrschenden Klasse“ als das grundlegende Problem sehen. Aus der Sicht der Wert-Abspaltungs-Kritik will ich mich nun mit einigen dieser neueren feministisch-marxistischen Konzeptionen, die seit den nuller Jahren entstanden sind, auseinandersetzen.¹

1. Traditionsmarxismen und ihre Modifikationen in feministischen Konzepten

1.1 Lise Vogel: Marxismus und Frauenunterdrückung

Frigga Haug ist die momentan wohl einflussreichste deutsche Feministin traditions- und klassenmarxistischer Provenienz. Jedoch ist sie aus der Warte der Wert-Abspaltung zu kritisieren, wie ich es auch schon getan habe (Scholz 2011/2000). Deshalb möchte ich hier auf das mit Haug vergleichbare Konzept von Lise Vogel eingehen, wie es in der Übersetzung ihres Buches „Marxismus und Frauenunterdrückung“ dargelegt hat, das Haug neuerdings Konkurrenz macht (Vogel 2019). Vogel hat ihre Theorie bereits Anfang der 1980er Jahre entwickelt. Diese wurde jedoch erst im Zuge der feministischen Marxdebatte in den letzten Jahren aufgegriffen und firmiert unter dem Label „Social reproduction theory“ (SRT), eine Sammelbezeichnung, die auch noch diverse andere marxistisch-feministische Theoriekonzeptionen umfasst.

Vogel will aus einer klassenmarxistischen Perspektive die Reproduktion der Arbeitskraft, die weithin unsichtbare „häusliche Komponente der notwendigen Arbeit“, in die Kapitalismusanalyse systematisch miteinbeziehen, die bei Marx unterbelichtet blieb und keinen „Wert“ schafft, aber dennoch für die Mehrwertproduktion eine wesentliche Bedeutung hat. Lohnarbeit und Hausarbeit sind von daher aufeinander verwiesen. Beide sind für die „gesellschaftliche Reproduktion im Kapitalismus“ unabdingbar. Dabei geht es auch darum, dass gestorbene Arbeiter durch neue ersetzt werden müssen. Außerdem werden in der Reproduktionssphäre neben Kindern auch Kranke, alte Menschen usw. betreut. Die Kapitalisten strebten danach die „notwendige Arbeit“ (im Sinne des relativen Mehrwerts), als auch die Hausarbeit einzusparen, da die Reduzierung der Hausarbeit zusätzliche Arbeitskräfte freisetze (Rationalisierungsprozesse im Haushalt, Erziehung in Schulen usw.). Dabei sind ganz allgemein „die Prozesse der Reproduktion der Arbeitskraft ein umkämpftes Terrain“. So streben arbeitende Menschen nach den bestmöglichen Bedingungen für ihre eigene Erneuerung, wozu auch ein bestimmtes Maß oder eine bestimmte Form häuslicher Arbeit zählen kann. Da sowohl das Kapital als auch die Arbeiterklasse in der Regel in verschiedene Schichten zersplittert ist, kommt es nicht auf allen Ebenen zu denselben Ergebnissen“ (ebd.: 265).

Vogel geht auch auf die politische Dimension ein, was die Reproduktion der Arbeitskraft betrifft, die nach Marx – so Vogel – in der Verschränkung von Produktion und Zirkulation liege. Die Besitzer der Ware Arbeitskraft und die Kapitalisten seien dabei auf dem Markt Gleiche, wohingegen Frauen Ungleiche seien. Nur „Frauen der untergeordneten Klassen (verrichten) häusliche Arbeit, aber alle Frauen sind in kapitalistischen Gesellschaften von Ungleichheit betroffen“ (ebd.: 266). Vogel geht es mit Althusser um die abstrakte Struktur des Kapitalismus, konkrete historische Prozesse, Zusammenhänge und Ereignisse müssen zusätzlich untersucht werden. Dabei kann die Reproduktion der Arbeitskraft auch von Migrantinnen, Sklavinnen usw. übernommen werden, sie ist nicht an Familie,

¹ Bei meinen Ausführungen zu Silvia Federici, Tove Soiland und Beatrice Müller greife ich im Folgenden auf bereits veröffentlichte, z. T. umgearbeitete Passagen in früheren exit!-Artikeln zurück (Scholz 2014, 2016, 2020).

Verwandtschaft, Heterosexualität usw. gebunden, findet aber normalerweise in allen Klassengesellschaften in derartigen Zusammenhängen unter männlicher Regie statt. Als Grund dafür gibt Vogel u. a. folgenden Sachverhalt an: „Aus der Perspektive der herrschenden Klassen ist das Gebären von Kindern daher möglicherweise kostspielig, da die Arbeit der schwangeren Frauen und derjenigen, die für sie sorgen, ansonsten Teil der Mehrarbeit sein könnte. Andererseits erneuert das Kindergebären in untergeordneten Klassen die Arbeitskräfte und ist daher für die herrschenden Klassen von Vorteil. Aus der Perspektive der untergeordneten Klassen können andere Widersprüche auftreten. Die meisten Formen, in denen die Reproduktion der Arbeitskraft organisiert wird, machen sich auf Sexualität und Verwandtschaft basierende Beziehungen zwischen Frauen und Männern zu Nutze [...] Solche Arrangements werden in der Regel durch männliche Vorherrschaft legitimiert und durch institutionalisierte Strukturen der Frauenunterdrückung untermauert“ (ebd.: 259 f.).

Es ist vollkommen offensichtlich, dass ein übergreifendes Verständnis der Wert-Abspaltungs-Form bei Vogel fehlt, die nicht nur beide (historische!) Klassen umfasst, sondern neben dem hierarchischen Geschlechterverhältnis auch rassistische und antisemitische Strukturen, ohne die einzelnen Dimensionen in ein lineares Ableitungsverhältnis mit der Wert-Abspaltung als abgeschlossenes Meta-Verhältnis zu setzen, sondern diese Strukturen auch in ihrer Eigenlogik bestehen zu lassen.

Dabei ist Hausarbeit bei Vogel nichts wirklich anderes, sondern bloß ein anderes innerhalb der (Mehr-)Wertform. Vogel pinselt so nur den Reproduktionsbegriff von Marx aus. Auf diese Weise findet bei ihr eine Ontologisierung und Enthistorisierung von Produktion/Reproduktion und dem Geschlechterverhältnis statt.

Dück/Hajek werfen Vogel eine strukturalistische Beschränkung, ökonomische Verengung, Subjektvergessenheit und Geschichtsvergessenheit vor. So weit kann die Wert-Abspaltungs-Kritik mitgehen. Jedoch sind Dück/Hajek ihrerseits gramscianisch-politizistisch beschränkt. Sie haben keinen Krisenbegriff und wollen ebenso auf Klasse hinaus, bloß eben vor einem anderen theoretischen Hintergrund als Vogel. Bei Dück/Hajek findet so eine Hypostasierung der Handlungsdimension und von Politik in einer regulationstheoretischen Beschränktheit statt (vgl. Dück/Hajek 2019). Zu Recht wird von ihnen gesagt, dass die Diskussionen der letzten Jahre nicht übergangen werden können, allerdings müsste dann über Gramsci und die Regulationstheorie hinausgegangen und zur Wert-Abspaltungs-Kritik fortgeschritten werden.

1.2 Cinzia Arruzza: Marxismus und Feminismus

Auch Cinzia Arruzza geht es um die Vereinbarkeit von Marxismus und Feminismus im Sinne eines traditionellen Marxismus (Arruzza 2017). Sie hebt hervor, dass, auch wenn es Differenzen und Konflikte gab, beide ohne einander nicht auskommen könnten. So zeichnet sie verschiedene Stationen dieses Verhältnisses sowohl bewegungsgeschichtlich als auch in der feministischen Theorieproduktion bis hin zu intersektionellen und queeren Tendenzen nach. Dabei greift sie Vorstellungen eines dualen Systems an, wonach Patriarchat und Kapitalismus als eigene Logiken begriffen werden müssten und von hier aus die Verbindung zwischen beiden herzustellen sei. Sie kommt zu dem Schluss, dass stattdessen der Kapitalismus, das Kapital, vorherrschend und die heutige Frauenunterdrückung von ihm primär verursacht sei: „Entgegen der Annahme, wonach das Verhältnis zwischen Mann und Frau in Kategorien der Ausbeutung zu sehen ist, hat sich das Patriarchat als Organisationsform eines Teils der Produktion seit geraumer Zeit überlebt und das, was davon übrig geblieben ist, ist im Kapitalismus in den Hintergrund getreten. Dieser Prozess verlief keineswegs linear, sondern der Kapitalismus hat

einerseits die auf dem Patriarchat gründenden wirtschaftlichen Bande zerrissen, andererseits jedoch die Machtverhältnisse und die patriarchalische Ideologie bewahrt und verschiedentlich benutzt. Er hat die Familie als produzierende Einheit zerstört, gründlich umgestaltet und sie dahingehend umfunktioniert, dass sie die Reproduktion der Arbeitskraft gewährleistet. Dabei haben die patriarchalischen Machtverhältnisse eine nützliche Rolle gespielt: der Kapitalismus war gezwungen, die Reproduktionstätigkeit auf die Familie abzuwälzen, wofür die Unterordnung der Frauen als Garant galt, und dabei die Last unter Ausnutzung der Unterdrückungsverhältnisse zwischen Mann und Frau den Frauen aufgebürdet“ (ebd.: 130 f.). Dabei geht es ihr darum, „dass man den Gesamtzusammenhang versteht, indem der Kapitalismus die präkapitalistischen Machtverhältnisse aufnimmt und dazu nutzt, Hierarchien innerhalb der Ausgebeuteten und Unterdrückten zu schaffen, Gräben zu ziehen und Barrieren zu errichten. Dasselbe gilt für das Verhältnis zwischen Frauen und Arbeit, das mit der beständigen Zunahme der Frauenarbeit zu einer zentralen Frage geworden ist und eine eingehende Beschäftigung mit der Theorie der geschlechtlichen Arbeitsteilung erfordert, die sich nicht ausschließlich oder vorwiegend mit der Reproduktionstätigkeit befasst. Rasse und Geschlecht waren und sind wichtige Instrumente der Arbeitsteilung“ (ebd.: 131). Arruzza wendet sich zwar gegen die These vom Haupt- und Nebenwiderspruch, was aber ist es anderes, wenn sie den Kapitalismus als überbordendes Strukturprinzip sieht und Geschlecht und Rasse als INSTRUMENTE der Arbeitsteilung? Dabei geht es ihr vor allem um die „Entstehung von Klassenbewusstsein“ und insofern um die Berücksichtigung der „fundamentalen Bedeutung der patriarchalische[n] Ideologie und Machtverhältnisse [...] Denn dabei geht es nicht nur um die implizite oder explizite Abwertung der Frauenarbeit, die konstant als nachrangig und komplementär zur Männerarbeit gilt, sondern um die Auswirkungen und die damit entstehenden Probleme bei der Entstehung von Klassenbewusstsein, die die Mobilisierung und Initiative der Frauen oft erschweren. Wenn man das Zusammenspiel der ökonomischen Bedingungen und der ideologischen Unterdrückung unterschätzt oder außer Acht lässt, verliert man den Blick dafür, wie zunehmend komplex die Probleme beim Aufbau einer neuen ArbeiterInnenbewegung angesichts einer zunehmenden Einbeziehung der Frauenarbeit in die Arbeiterklasse sein werden“ (ebd.: 131 f.). Um dies zu bewerkstelligen braucht es laut Arruzza eine „Erneuerung des Marxismus“ und den Einbezug von Geschlecht und Rasse in ihrem Sinn (ebd.: 132).

Zwar werden die Spannungen zwischen Frauenbewegung und Arbeiterbewegung in der Geschichte beschrieben, letztendlich wollen sowohl Vogel als auch Arruzza aber den Feminismus in den Marxismus bzw. in die Arbeiterbewegung integrieren. Die Äußerung Heidi Hartmanns: „Feminismus und Marxismus sind eines. Und diese eine ist der Marxismus“, gilt somit auch für deren „neue“ Konzepte (siehe zur Auseinandersetzung von Arruzza mit Hartmann (ebd.: 118 ff.)). Es handelt sich um ein trojanisches Pferd des Traditionsmarxismus. Ein androzentrischer Marxismus und die männlichen Genossen heute werden im Grunde aus der Schusslinie genommen.

Arruzza unterscheidet zwar einen operaistischen Feminismus, der davon ausgeht, dass auch Hausarbeit Mehrwert schafft und einen materialistischen Feminismus, der beinhaltet, dass nicht nur Kapitalisten von Frauenunterdrückung profitieren, sondern Männer.

„Die Ergebnisse gleichen sich teilweise: man versucht, das Geschlecht mit dem Instrumentarium der Kritik der politischen Ökonomie zu dechiffrieren, und am Ende wird das Geschlecht zur Klasse, im einen Fall die Arbeiterklasse, im anderen die eigens kreierte patriarchale Klasse. Auf diese Weise wird auch die Reproduktionssphäre unter die Produktionssphäre subsumiert und man ignoriert ihren spezifischen Charakter“ (ebd.: 98 f.).

Letztendlich aber geht auch Arruzza davon aus, dass sich Reproduktions- und

Sorgetätigkeiten innerhalb des Mehrwert-Universums befinden, dessen Anderes, das es gerade braucht, damit die Produktionssphäre überhaupt existieren kann, wird im Grunde ausgespart. In diesem Sinne schreibt Arruzza: „Jeder, der einmal politisch aktiv war, weiß, welche Probleme Frauen damit haben, das Wort zu ergreifen, [...] was einerseits durch die Verinnerlichung der geschlechtlichen Unterdrückung und die damit einhergehende Selbstunterschätzung bedingt ist, andererseits durch Unterdrückungsmechanismen und Machtverhältnisse, die von den männlichen Organisationsmitgliedern ausgehen“ (ebd.: 132 f.). Systematisch wird diese Dimension bei Arruzza nicht hereingenommen, sie verbleibt auf der Ebene einer Situationsbeschreibung. Dabei weiß doch jede/r, dass von den Genossen Politikern und Theoretikern, Rasse und Geschlecht in der Regel bloß als Nebenwidersprüche behandelt werden und es eines Kampfes auch in linken Zusammenhängen bedarf, derartige Dimensionen als gewichtige und wesentliche geltend zu machen. Stattdessen geht es Arruzza um die Harmonie bei der „Konstitution einer neuen Arbeiterbewegung“. Aber mit Nebenwiderspruchstheorien hat Arruzza ja ohnehin keine wirklichen Probleme, wie ich zu zeigen versucht habe. Arruzza pocht darauf, dass das Geschlechterverhältnis nicht ahistorisch gefasst werden darf, jedoch vor dem Hintergrund eines alten Klassenmarxismus. Ein Vulgärmaterialismus lässt grüßen. Noch deutlicher wird dies im Manifest Feminismus für die 99%“, das Arruzza, neben Nancy Fraser und Tithi Bhattacharya (die an Vogel anschließt) verfasst hat (Arruzza u. a. 2019) Auf das ich hier, weil es mir hier primär um die theoretische Ebene zu tun ist, nicht eingehe (siehe aber: Scholz 2020).

Für Fraser ist dabei das hierarchische Geschlechterverhältnis nur ein „Aspekt“ der Kritik, wie in dem Manifest selbst festgestellt (Arruzza u. a. 2019: 81). Eine Fetischproblematik und die Wert-Abspaltung als Basiszusammenhang, also Ware-, Wert, Geld, Kapital, Abspaltung im Kontext einer Arbeitskritik historisch-gesellschaftlich in den Blick zu nehmen – davon sind Vogel und Arruzza weit entfernt (dies gilt übrigens auch für D’Atri 2019).

1.3 Silvia Federici: Feminismus und Landnahme

Im Gegensatz zu Arruzza und Vogel (wobei letztere aus einer strukturalistischen Ecke kommt) bewegt sich der Ansatz von Silvia Federici in einer operaistischen Tradition, wobei Rosa Luxemburg für sie die eigentliche Gewährsfrau ist. Mit Mariarosa Dalla Costa geht sie davon aus, dass auch weibliche Reproduktionstätigkeiten „Wert“ in Form der Herstellung der Ware Arbeitskraft produzieren (Federici, 2012: 39 f). Für Federici ist dabei die ursprüngliche Akkumulation kein einmaliges früheres Ereignis, sondern ein Grundprinzip des Kapitalismus, ein Teil des Prozesses kapitalistischer Akkumulation, das zu seiner Expansion unerlässlich ist. Die Trennung des Produzenten von seinen Produktionsmitteln prägt so die Gesellschaft bis heute wesentlich. Das Resultat sind massive Enteignungen, Wirtschaftskrisen und Kriege in der Globalisierungsära (vgl. ebd.: 40 f.). Nach Federici muss die Klassenkampftheorie von Marx erweitert werden. „Wir müssen vor allem anerkennen, dass die Geschichte der ursprünglichen Akkumulation nicht vom Standpunkt eines abstrakten universellen Subjekts aus verstanden werden kann. Denn ein wichtiger Aspekt des kapitalistischen Projekts war die Desartikulation des sozialen Körpers, indem Menschen unter verschiedene Disziplinierungsregime gezwungen wurden, die eine Akkumulation von ‚Differenzen‘ und Hierarchien produzierten.“ Diese Geschichte muss auch „vom Standpunkt der Versklavten, der Kolonialisierten, der indigenen Völker, deren Länder das Hauptziel der Einhegungen sind, geschrieben werden“ (ebd.: 42). Für Federici spielen im Prozess der ursprünglichen Akkumulation im 16. und 17. Jahrhundert auch die Hexenverfolgungen eine Schlüsselrolle, u. a. weil sie es dem Staat ermöglichten, sich die Frauenkörper anzueignen, indem er Empfängnisverhütung

kriminalisierte (ebd.: 43). So sollte nach Federici das Proletariat vermehrt werden (siehe auch Federici 2012 a).

Die Herausbildung der „Vollhausfrau“ und eines entsprechenden Reproduktionsbereichs waren Folgen des Wandels eines „Modus der Ausbeutung der Arbeit, der auf Auspressung des ‚absoluten Mehrwerts‘ beruhte, zu einem der auf Auspressung des relativen Mehrwerts beruhenden“ (Federici 2012: 30), also der Verkürzung des Arbeitstages durch den Einsatz von Technik und einer damit verbundenen gesteigerten Arbeitsintensität. Der durchschnittliche Lohn des männlichen Arbeiters stieg; es wurden nun verstärkt Arbeit und Geld in die Reproduktion der ArbeiterInnenschaft investiert. In den letzten Jahrzehnten ist nun ein Ansteigen der Frauenerwerbstätigkeit festzustellen, wobei die Tätigkeiten von Frauen oft auf der unteren Lohnskala angesiedelt sind. Es ist „festzuhalten, dass der Eintritt der Frauen in die Lohnarbeit zur Zeit eines historischen Angriffs auf die Rechte und Ansprüche der ArbeitnehmerInnen stattgefunden hat, da Betriebsverkleinerungen, die Auslagerung von Teilen des Produktionsprozesses und die Aufweichung arbeitsrechtlicher Bestimmungen zu einer Absenkung der Löhne [...] geführt und die Arbeit prekär [...] gemacht haben“ (ebd.: 72). Frauen sind dabei häufig mit Tätigkeiten im Dienstleistungssektor beschäftigt, die vormals privat erbracht wurden. Außerdem müssen sie die durch Kürzung der Sozialleistungen ausfallenden Dienstleistungen wieder selbst übernehmen. Zwar würden in den kapitalistischen Zentren beträchtliche Teile des Haushalts ausgelagert und kommerzialisiert. Während Technologien eine Neuordnung der Produktion mit sich brachten, gilt dies nach Federici für den Reproduktionsbereich jedoch nicht, trotz des Einsatzes des Computers auch in diesem Bereich. U. a. Einkäufe und Sexarbeit können auf diese Weise erledigt werden, es wird mit Pflegerobotern gearbeitet, es werden soziale Netzwerke über Facebook geknüpft u. ä. Sorge und Pflegearbeiten hätten aber einen anderen Charakter, der nicht über Technik abgedeckt werden kann, weil sie eine affektive Komponente aufweisen und eine Zeitlogik haben, die einer technischen Erledigung entgegensteht (vgl. ebd.: 75 f.). Dabei haben vor allem Frauen des Südens die negativen Folgen der Globalisierung zu schultern. Sie müssen mehr leisten, um an Lebensmittel heranzukommen, müssen Kranke pflegen u. ä. Frauen greifen häufig auf Heimarbeit zu Minilöhnen zurück, um die Anforderungen von Familie und Beruf besser bewältigen zu können.

Unter Globalisierung versteht Federici nun eine Reihe politischer Maßnahmen, durch die das internationale Kapital auf die internationalen Arbeits- und Akkumulationskrisen der 1960er und 1970er Jahre reagierte. Angeblich war dies nach Federici auch eine Reaktion auf antikoloniale Kämpfe, Bürgerrechtsbewegungen und auch noch andere Kämpfe, die von jeweils anderen Subjekten, auch Frauen, ausgingen. Federici sieht in der Globalisierung eine „Rekolonialisierung“ (ebd.: 60 f.). Sie grenzt sich dabei gegen Positionen ab, die davon ausgehen, dass ein auf Warenproduktion beruhender Akkumulationstyp durch Finanzialisierung abgelöst worden sei, und von solchen, die von einem Übergang von der Produktions- zur Wissensgesellschaft ausgehen, wobei Arbeit immer immaterieller wird. Sie kritisiert dabei auch Bezugnahmen auf das Maschinenfragment in den Grundrissen und Annahmen eines „Endes der Arbeit“ (vgl. ebd.: 52). Stattdessen ist es für sie bedeutsamer, dass das Kapital durch eine großangelegte Ausweitung des Weltarbeitsmarkts, die Kosten der Arbeitskraft gesenkt hat. Dabei geht sie von der stetigen Zunahme von Arbeit gerade in der Globalisierungsära aus. Nach Federici wurden durch die Globalisierung die antikolonialen Bewegungen und die Frauenbewegung unterlaufen und sind Hierarchien wiederhergestellt worden. Für sie sind die früheren Kolonien strategische Zentren der ursprünglichen Akkumulation. Sie waren der Ort von Sklaverei, seit Jahrhunderten werden sie als Rohstofflieferanten ausgebeutet. Nach Federicis Ansicht waren die wirtschaftliche und soziale Neuordnung der Kolonien

bzw. der ehemaligen Kolonien Grundbedingung für die Neustrukturierung des Weltarbeitsmarkts im Weltmaßstab. Eine „Deindustrialisierung“ und die Zerschlagung widerständiger ArbeiterInnen-Communities im Westen wären nicht möglich gewesen, wenn nicht Produktionsstätten in die „Dritte Welt“ verlagert worden wären, wodurch die Kosten der Arbeitskraft gesenkt werden konnten. Nicht von ungefähr hätten in den Kolonien die brutalsten Enteignungs- und Verelendungsprozesse stattgefunden mit gewaltsamen Angriffen auf die lokalen Bevölkerungen. In diesem Kontext seien auch die Kriege u. a. in Zentralamerika in den 1980er und 1990er Jahren, aber auch die in Somalia und dem Irak zu sehen. „Tatsächlich“, so Federici, „ist die Gewalt einmal mehr die Geburtshelferin einer neuen Akkumulationsform gewesen“ (ebd.: 60). Auf diese Weise seien neue Möglichkeiten für die Förderung von Erdöl, Diamanten, Lithium und Coltan erschlossen worden. „Die damit einhergehenden Landräumungen haben eine Diaspora erzeugt, indem sie Millionen von Menschen vom Land in die Städte treiben, die zunehmend Flüchtlingslagern gleichen“ (ebd.: 60 f.). Lokale Produkte wurden verdrängt, viele Länder wurden durch Institutionen wie den IWF u. ä. zu Strukturanpassungen gezwungen. In Afrika kommt es dabei auch wieder zu Hexenverfolgungen, u. a. weil ältere Frauen sich weigern, ihre Eigenanbaugelände aufzugeben – so Federici (vgl. ebd.: 63). Sozialstaatliche Leistungen wurden auch in den reichen Ländern gekürzt. Auch in Griechenland, Italien, Spanien, den USA kommt es zu Verarmungstendenzen eines Großteils der Bevölkerung. Nach Federici wird weltweit die Figur des Arbeiters zu der des Immigranten, des Wanderarbeiters, des Flüchtlings (vgl. Federici 2013: 48). Dagegen macht sich laut Federici in der ganzen Welt Widerstand bemerkbar, eine Illusion, wenn man bedenkt, was etwa aus der Arabellion geworden ist.

Und selbst Klima-Wandel-GegnerInnen wollen bloß eine immanente „Revolution“. Hauptfeind ist bei ihr „das Kapital“. Es ist völlig offensichtlich, dass es für Federici kein Obsoletwerden der abstrakten Arbeit, eine Entsubstanziierung des Kapitals und die Entwertung des Werts, vermittelt über den prozessierenden Widerspruch, gibt (vgl. Ortlieb 2009). Typisch operaistisch sieht sie stattdessen in der Globalisierung eine Rekolonialisierung als Konterrevolution im Sinne eines modifizierten subjektivistischen Klassenverständnisses. Positionen, die in der Finanzialisierung einen neuen Akkumulationstyp entdecken, stellt sie die Ewig-Akkumulation des Kapitals gegenüber. Das Kapital kann bis Ultimo gering entlohnte Arbeitskraft im Weltmaßstab mobilisieren und Land nehmen. Dabei ist für Federici eine Ausdehnung der Arbeit bloß zu haben, indem auch weibliche Reproduktionstätigkeiten, bäuerliche Subsistenztätigkeit, Tätigkeiten in der Schattenwirtschaft u. ä. als Arbeit firmieren und „Wert“ schaffen sollen. Weibliche Reproduktionstätigkeiten werden bei ihr insbesondere vor dem Hintergrund einer Reproduktion der Arbeitskraft relevant, ohne ihre Eigenlogik für sich zu betrachten wie im Kontext einer Wert-Abspaltungskritik.

Dabei fällt überhaupt auf, dass Anomie und Verwilderungsprozesse als solche bei Federici kaum Beachtung finden. Sie sind bei ihr nicht Produkt einer Verwertungslogik im Sinne der Wert-Abspaltungs-Theorie und eines entsprechenden Zerfallsprozesses. Das Elend der Welt ist für sie vielmehr ein Resultat des Kapitals im Sinne einer personifizierten Kapitalistenklasse. Dabei ist für sie eine Commons-Perspektive das Wahre, d. h. eine solidarische Ökonomie von unten im Kleinmaßstab. In diesem Zusammenhang plädiert sie gar für eine „Wiederverzauberung der Welt“ (2020).

1.4 Tove Soiland: Umriss eines marxistischen Feminismus im 21. Jahrhundert

Tove Soiland ist eigentlich eine feministische Vertreterin des Lacan-Marxismus. Dennoch versucht sie, sich auch an einer feministischen Konzeption der politischen Ökonomie im engeren Sinne. Soiland folgt in ihrem Referat „Der Sockel des Eisbergs. Umriss eines marxistischen Feminismus für das 21. Jahrhundert“ (2018) nicht zuletzt Federici. Dabei bezieht sie sich auch auf Bennholdt-Thomsen (die sogenannten Bielefelderinnen Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen und Claudia von Werlhof gibt auch Federici als Bezugstheoretikerinnen an), um Marx zu kritisieren. Bennholdt-Thomsen geht mit Rosa Luxemburg davon aus, dass das Kapital nur durch nicht-kapitalistische Formen akkumulieren kann und es dringend auf diese angewiesen ist. Sie überträgt diese Annahme nun auch auf die Reproduktionssphäre des kapitalistischen Nordens. Subsistenzarbeit sei dabei gewissermaßen eine Art Basis des Kapitalismus, auf der die Lohnarbeit beruhe. Bennholdt-Thomsen geht nun im fortgeschrittenen Kapitalismus von einer „marginalen Masse“ aus, die sich nicht ausschließlich über Lohnarbeit reproduziert. Diese „marginale Masse“ ist nach Bennholdt-Thomsen mittlerweile Normalität. Dabei will sie nicht auf die Marxsche Reservearmee hinaus, vielmehr reproduziert „sie sich aus der Perspektive des Kapitals kostenlos [...] [steht] ihm aber je nach Bedarf dennoch zur Verfügung [...], womit sie eine für den Gesamterhalt des kapitalistischen Systems höchst wichtige Funktion übernimmt“. Da die Subsistenzproduktion selbst zum Kapitalismus gehört, spricht Bennholdt-Thomsen auch von „marginale Subsumption“. „Im Falle der Reproduktion ist es also nicht nur so, dass der Kapitalismus sein eigenes Außen selbst hervorbringt. Er hat darüber hinaus auch ein großes Interesse daran, sich dieses Außen zu erhalten“ (ebd.: 11). Damit sind auch prekäre Existenzen heute angesprochen, die gleichzeitig von Subsistenzproduktion leben und dementsprechend „Mehrarbeit“ außer der Lohnarbeit leisten müssen. „Es geht deshalb bei der von Bennholdt-Thomsen so bezeichneten ‚marginale Subsumption‘ nicht um die Frage eines Formwandels von bezahlter und unbezahlter Arbeit, sondern gerade um für das fordistische Akkumulationsregime notwendige Erhaltung der unbezahlten Arbeit oder genauer, um das für das postfordistische Verhältnisse konstitutive Wechselverhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeit, die beide *zusammen* die ‚normale Lohnarbeit‘ subventionieren“ (ebd.: 11, Hervorheb. i. O.). Soiland resümiert: Mit einer klassischen Mehrwerttheorie und dem klassischen Habitus der Arbeiterbewegung kommt man hier nicht weiter [...], da es sich um ganz andere Arbeitsformen handelt“ (ebd.: 12). Soiland teilt – wie Federici – die Fortschrittsgläubigkeit und den Optimismus der Arbeiterbewegung in Bezug auf die Produktivkraftentwicklung als Voraussetzung der Emanzipation nicht. Stattdessen glaubt sie, dass feministische Theorien gebraucht werden, die einen „wesentlichen Beitrag zur Diskussion um die „Persistenz leisten [können]“ (ebd.: 3). Dabei kann nach Soiland erst heute die (weibliche) Reproduktionstätigkeit zum großen Thema werden, weil sie durch die Berufstätigkeit von Frauen im Zuge der fortgeschrittenen kapitalistischen Vergesellschaftung rar geworden ist.

Soiland will nicht auf eine Subsistenzperspektive und eine Politik der kleinen Netze wie Federici und Bennholdt-Thomsen hinaus. Sie fasst den Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Care-Tätigkeiten vielmehr als eine Art neuen Hauptwiderspruch. Im Grunde geht es ihr reformistisch um eine massive Aufwertung von Care-Arbeit, ein Zurückdrängen des Profitmotivs und entsprechender Sphären und Bereiche. Dabei ist ihr im Gegensatz zur Wert-Abspaltungskritik auch die Aufhebung der geschlechtlichen Arbeitsteilung nicht sonderlich wichtig. Auf Kolonialisierung und Ausbeutung in der sogenannten Dritten Welt geht sie im Gegensatz zu Federici nicht bzw. höchstens implizit ein. Im Mittelpunkt stehen bei ihr die weiblichen Sorgearbeiten.

Soiland geht von einem ontologischen Arbeitsbegriff aus, den sie auch auf Reproduktionstätigkeiten überträgt. Diese und Subsistenztätigkeiten überhaupt sind für sie die Basis des Kapitalismus. Im Gegensatz zur Wert-Abspaltungs-Kritik nimmt sie an, dass sich „Arbeit“ immer mehr ausdehnt, anstatt zu sehen, dass sie zunehmend obsolet wird. Soiland sieht nicht, dass nicht nur der Wert und die abstrakte Arbeit in der Krise sind, sondern auch die abgespaltenen Bereiche. Davon zeugt die zunehmende Professionalisierung der sozialen Dienste, die eben keinen Mehrwert erzeugen und die staatlicherseits gesponsert werden müssen, deren Finanzierung jedoch selbst auf Grenzen stößt (Scholz 2013). Der Kapitalismus perpetuiert sich nicht, sondern es werden Krisen in vielerlei Hinsicht sichtbar, sodass vielerorts vom möglichen Ende des Kapitalismus oder Postkapitalismus die Rede ist (vgl. Scholz 2017). Soiland hingegen geht mit Bennholdt-Thomsen von der Ausbildung einer „marginalen Masse“ und einer „marginalen Subsumtion“ im Kontext eines unverwüstlichen Kapitalismus aus. Sie verliert kein Wort über Finanzialisierung, sei es, was den Spekulationsüberbau, sei es, was die Privathaushalte betrifft. Ebenso lässt sie eine Shareholder-Value-Strategie der Unternehmen u. ä. außer Acht, die u. a. den Crash 2008 ausgelöst hat und eine Staatsverschuldung, die seit den 1970er Jahren auch die anschwellenden professionellen sozialen Dienste finanzierte. Derartige Tendenzen machen es aber wahrscheinlich, dass größere Crashes in naher Zukunft folgen. Allerdings räumt Soiland immerhin ein, dass mit den alten Klassen nicht mehr viel anzufangen ist.

Soiland sieht also nicht, dass auch die „wertschöpfungsstarken“ Bereiche im Zuge einer Entwertung des Werts in die Krise geraten sind, wobei sie im Grunde die Spannung zwischen Produktions- und Reproduktionsbereichs als neuen Hauptwiderspruch betrachtet im Kontext eines „immerwährenden Kapitalismus“, der stets sich selbst zu regulieren in der Lage ist. Frauen stellen bei ihr auf diese Weise eigentlich ein neues revolutionäres Subjekt dar. Care und Reproduktionstätigkeiten sind aber nicht die Basis des Kapitalismus, sondern (Mehr-)Wert und Abspaltung sind dialektisch vermittelt und stellen als solches den Basiszusammenhang des kapitalistischen Patriarchats dar.

1.5 Gabriele Winker: Care Revolution

Gabriele Winker beklagt, wie gehabt, dass Marx die Reproduktionstätigkeiten von Frauen, unbezahlt und bezahlt nicht berücksichtigt habe, und gedenkt, sie in die „Marxsche Arbeitswerttheorie zu integrieren“. Der Wert der Arbeitskraft umfasst dabei sowohl die Kosten für der Reproduktion der Arbeitskraft als auch die für eine „neue Generation“ (Winker 2018: 102). Dabei ist das, was zur Reproduktion nötig ist, umkämpft. Der Kapitalist eignet sich den Mehrwert an, also das, was über diese Reproduktionskosten hinaus geht, wobei er die unbezahlte Sorgearbeit im Reproduktionsbereich als notwendige Arbeit ignoriert. Reproduktionstätigkeit ist demnach keine mehrwertbildende Arbeit, sondern trägt höchstens indirekt zur Mehrwertgewinnung bei.

In der fordistischen Phase in den Metropolen ist das Familienernährermodell seit den 1970er Jahren allerdings obsolet. Dies geschah aus Gründen der internationalen Konkurrenz, einer ökonomischen Krise und weil Frauenbewegungen protestierten. Die Reallöhne sanken nun und dem Hausfrau-Ernährer-Modell wurde die ökonomische Grundlage genommen. Mit Marx konstatiert Winker, „dass mit steigender Erwerbsbeteiligung von Frauen der durchschnittliche Lohn fällt, da kein Familienlohn mehr erforderlich ist und zwei Familienmitglieder zur Deckung der Kosten des Lebensunterhalts einer Familie beitragen. Auch wenn eine solche Familie wegen fehlender Zeit für Teile der bisher nicht entlohnten Reproduktionsarbeit mehr Fertigwaren und Dienstleistungen kauft und damit für zwei Familienmitgliedern mehr Lohn bezahlt werden muss als vorher für eine

Person, verbessert dies die Verwertungsbedingungen, da zwei Lohnarbeitende eine deutlich höhere Mehrarbeit liefern“ (ebd.: 104 f.).

Für die Kapitalverwertung lohnt sich die Erwerbstätigkeit beider Mitglieder, da so mehr Mehrwert geschaffen wird. Dies gelte besonders dann, wenn zusätzlich die Reproduktionsarbeit gratis erledigt wird. „Denn dies senkt den Wert der Arbeitskraft und erhöht damit den Mehrwert. Die nicht entlohnte Reproduktionsarbeit schafft zwar selbst keinen Mehrwert. Sie beeinflusst aber indirekt die Höhe des Mehrwerts positiv, indem sie die durchschnittlichen Reproduktionskosten der Arbeitskraft verringert, da bestimmte Waren wie beispielsweise der Nachhilfeunterricht durch ein Bildungsunternehmen, das Essen im Restaurant oder das Putzen durch eine_n Hausarbeiter_in nicht in die Reproduktionskosten einbezogen müssen. Dagegen könnten sich bei der Übernahme aller Reproduktionsarbeit durch entlohnte Care-Beschäftigte die Reproduktionskosten der Arbeitskraft deutlich erhöhen. Einer solchen Erhöhung treten Gesundheits-, Bildungs- und Familienpolitik massiv entgegen, indem beispielsweise Fallpauschalen im Krankenhaus Einsparungen beim Pflegepersonal erzwingen, in privaten Haushalten irreguläre Beschäftigung ohne Sozialversicherung mit geringen Stundenlöhnen akzeptiert werden und nach wie vor Frauen, auch Erwerbstätigen, die Sorge um Kinder und Angehörige unentlohnt in Familien zugeordnet wird. Für die Verwertung des Kapitals ist es also nicht nur wichtig, dass Arbeitskraft reproduziert wird, sondern auch, dass diese Reproduktion möglichst günstig stattfindet“ (ebd.: 105 f.). Diese Situation habe eine massive Überforderung der Pflegepersonen, meist Frauen, zur Folge. Eine Klassenanalyse (sic!) erkläre dabei die geringen Löhne bei Minijobbern und prekär Beschäftigten heute. Mit Verweis auf Unterschiede in der Leistungsfähigkeit werden z. B. Behinderte niedriger entlohnt, obwohl sie mehr Ressourcen zum Erhalt ihrer Arbeitskraft brauchen. Die niedrigeren Löhne von Frauen und MigrantInnen werden mit Natur und ethnischen Unterschieden legitimiert. Winker plädiert hier für den Einbezug (de-)konstruktivistischer Konzepte. Die Reproduktionskosten zu minimieren, wird auch dadurch erreicht, dass die Reproduktionstätigkeiten unentlohnt an Frauen rückverwiesen werden oder schlecht entlohnte MigrantInnen diese Tätigkeiten übernehmen.

Winker geht von einer Krise der Reproduktion heute aus: „Insofern die Zuspitzung des Widerspruchs zwischen Profitmaximierung und Reproduktion der Arbeitskraft die quantitative und qualitative Verfügbarkeit der Arbeitskräfte so beeinträchtigt, dass dies perspektivisch eine deutliche Verschlechterung der Bedingungen der Kapitalverwertung nach sich zieht, spreche ich von einer Krise sozialer Reproduktion, die in Krisenanalysen deutlich mehr Berücksichtigung finden müsste [...] Derzeit setzen Unternehmens- und staatliche Politik alles daran, das Ausmaß der Reproduktionsarbeit der Lohnarbeitenden zu erhöhen und durch die zunehmenden Lohnunterschiede unterschiedliche Reproduktionsniveaus durchzusetzen. Dennoch ist die Kapitalverwertung längst nicht gesichert (ebd.: 108). MigrantInnen sollen daher für Pflēgetätigkeiten herangezogen werden, was die Krisen deren eigenen Ländern verschärft.

Winker sieht in einem existenzsichernden Grundeinkommen und Arbeitszeitverkürzung eine Voraussetzung, mehr Zeit für Sorgearbeiten und in politische und zivilgesellschaftliche Arbeit investieren zu können. Damit einher müsste eine Umverteilung geschlechtlich strukturierter Tätigkeiten gehen. In Debatten müssten Sorgearbeiten an Relevanz gewinnen. Es müsste eine „Demokratisierung aller Care-Bereiche“ erfolgen (ebd.: 110). Diese müssten aus dem Verwertungsprozess herausgenommen werden und eine Privatisierung im Gesundheits-, Pflege- und Bildungsbereich rückgängig gemacht werden, soweit sie stattgefunden haben, denn Sorgetätigkeiten können nicht der Profitlogik untergeordnet werden. Eine Mitsprache, Planung und Organisation soll auf kommunaler- und Stadtteilebene erfolgen etwa in Stadtteilversammlungen und über Care-

Räte. Dies sollte also auf dezentraler Ebene erfolgen. Winker geht von der Notwendigkeit einer „Care-Revolution“ (2015) aus. Ausgehend von einer Neuorientierung im Care-Bereich sollten so schließlich auch die „Produktion von Gütern und Dienstleistungen“ bedürfnis- und gebrauchswertgerecht umgestaltet werden. Dabei sollte Sorgearbeit allerdings für den Einzelnen nicht zum Zwang werden. Winker ist der Meinung unter Bezug auf Habermann, dass wir „Keimformen eines solches Zusammenlebens [...] bereits in konkreten Projekten der commonsbased peer-production erleben“. Entlohnte und nicht-entlohnte Arbeit und eine kapitalistische Ökonomie müssten aufgehoben werden. Einzig Arbeit und Muße sollen noch einer Unterscheidung unterliegen, zugunsten der Muße, wobei Winker mit Marx von einem „Reich der Notwendigkeit“ und einem „Reich der Freiheit“ ausgeht (Winker 2018: 112). Auf diese Weise soll eine solidarische Gesellschaft jenseits von Klasse, Rasse, Geschlecht und dem Maßstab (körperlicher) Leistungsfähigkeit hergestellt werden.

Wieder einmal wird auch bei Winker die Eigenlogik der Reproduktions- und Sorgetätigkeiten unter die (Mehr-)Wertlogik subsumiert; das weibliche Abgespaltene darf nichts Eigenständiges sein, das sich dialektisch mit dem Wert vermittelt, sondern der Wert ist schon immer da und das Erste. Eine Metalogik der Wert-Abspaltung, die über das Ökonomische hinausgeht, gibt es für Winker nicht und somit eine Perspektive, die die Geschlechterhierarchie gerade darüber möglich macht und nicht billigt den Wert und den Mann über das Weibliche und den Reproduktionsbereich herrschen lässt. Gerade so konstituiert sich patriarchal-kapitalistische Herrschaft.

Die Kosten der Reproduktionsdimension sind das eigentliche Kriterium der Winkerschen Care-Bestimmung im Kapitalismus. Dabei ist sie arbeitsontologisch unterwegs. Beides, Erwerbsarbeit und Care-Tätigkeiten sollen „Arbeit“ sein, von daher bestimmt sie auch noch Vorstellungen einer zukünftigen emanzipierten Gesellschaft (Reich der Notwendigkeit – Reich der Freiheit) innerhalb arbeitsontologischer Kriterien. Die Krise der Reproduktion wäre jedoch aus der Wert-Abspaltungslogik zu bestimmen und nicht aus dem Bedürfnis des Kapitals neue Arbeitskräfte zu rekrutieren. Dabei schafft der prozessierende Widerspruch von Stoff und Form verbunden mit der Abspaltung des Weiblichen heute eher Deklassierte, Ausgegrenzte und Überflüssige, Außenseiter als LohnarbeiterInnen für das Kapital (vgl. Scholz: 2018). Die Krise seit den 1970er Jahren müsste in diesem Kontinuum gesehen werden, anstatt sie (mehr-)wert-immanent zu deuten. Seither läuft die gesamte Wert-Abspaltungsgesellschaft aus dem Ruder. Wenn Frauen seit der Krise in den 1970er Jahren immer mehr berufstätig werden, kann dies nicht mehr in „gelingende“ mehrwert-schlüssige Argumentationsfiguren **eingebannt** werden, sondern zeugt längst von der Krise der Wert-Abspaltungs-Gesamtkonstellation, indem Frauen in die Erwerbssphäre immer mehr eingebunden werden, diese aber selbst immer mehr schmilzt und damit auch die Mehrwertmasse, die umverteilt werden könnte, um professionelle Dienstleistungen zu finanzieren. Care-Tätigkeiten werden so immer mehr gebraucht (weswegen auch immer mehr ausländische Pflegekräfte angeworben werden), nicht zuletzt, weil sie von Frauen immer weniger erbracht werden können, können so aber auch immer weniger finanziert werden, von daher auch Fallpauschalen u. ä.

Winker bestimmt ihre Utopievisionen aus der Care-Perspektive. Von hier aus soll dann eine Ummodellierung der Gesamtgesellschaft stattfinden, ungeachtet dessen, dass Care schon immer kapitalistisch-patriarchal immanent ist. Dabei stößt ein Grundeinkommen, Arbeitszeitverkürzung u. ä. an die Grenze der Finanzierbarkeit. Dass dabei über die geschlechtliche Arbeitssteilung diskutiert werden muss, versteht sich auch aus einer Wert-Abspaltungs-Perspektive von selbst. Die Vorstellungen von Demokratisierung und Herausnahme von Care-Arbeit aus der Verwertungslogik und der Einsetzung von Care-Räten läuft jedoch praktisch auf eine Verstaatlichung und Kommunalisierung von Care-

Arbeit hinaus, wobei SozialarbeiterInnen, ProjektmanagerInnen, HumandienstleisterInnen auf ein – innerhalb prekärer Verhältnissen heute – gehobene Pöstchen innerhalb der Krisenverwaltung und ihren Institutionen hoffen dürften, die freilich sozialstaatlich gesponsert werden müssten, aufgrund eines Mangels relativer Mehrwerterzeugung dies aber nicht mehr können. Von wegen: Care soll aus der Verwertungslogik herausgenommen werden ...

Winker plädiert für die Berücksichtigung der sozialpsychologischen Dimension als eine wichtige Dimension ihres Care-Ansatzes, ohne dies genauer auszuführen. Diese Ebene nimmt Beatrice Müller in Abwandlung meiner Wert-Abspaltungs-Theorie zur „Wert-Abjektion“ auf. Dabei wirft sie allerdings Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie identitätslogisch in einen Topf.

2. Beatrice Müller: Eine traditionsmarxistische Reinterpretation der Wert-Abspaltungs-Theorie? Wert-Abjektion versus Wert-Abspaltung

Lange Zeit wurde die Wert-Abspaltungs-Kritik ignoriert bzw. geschnitten. Beatrice Müller stellt hier eine der wenigen Ausnahmen dar. Allerdings will sie die Wert-Abspaltung in die Wert-Abjektion ummodellieren: „Eine theoretische Re-Konzeptualisierung scheint notwendig, da Scholz einerseits eine Marx-Lesart vertritt, die nicht ermöglicht, AkteurInnen und Kräfteverhältnisse neu zu denken, und auf der anderen Seite den psychoanalytischen Kontext nicht ausreichend theoretisiert. Als Ergebnis meiner Verschiebung erscheint der von mir in den Blick genommene Zusammenhang der patriarchalen Geschlechterverhältnisse und der kapitalistischen Produktionsweise als Wert-Abjektionsform (Abjektion: dt. Verwerfung)“ (Müller 2013: 33, vgl. mittlerweile ausführlich: Müller 2016).

Die Wert-Abspaltungs-Theorie- und Kritik soll also mit einem bestimmten Verständnis des traditionellen Marxismus – erweitert um die Psychoanalyse – kompatibel gemacht werden. Im Folgenden soll nun der Kerngedanke von Müller dargestellt und kritisiert werden, um den Unterschied zur Wert-Abspaltungs-Kritik und deren Konturen klarzulegen.

Um die psychoanalytische Ebene mit hereinzunehmen, greift Müller vor allem auf Julia Kristeva zurück und wendet diese „wert-abjektivistisch“, um die Minderbewertung von Care-Tätigkeiten zu erklären: „Das Abjekt ist das beharrliche Zeichen der notwendigen Beziehung des Subjekts zum Animalischen, zur Materialität, und letztlich zum Tod. [...] Diese Bedrohungen müssen negiert und verworfen werden“, so Müller unter Rückgriff auf Grosz (ebd.: 36). Dabei ist für sie „Abjektion“ ein grundsätzlicher Modus der symbolischen Ordnung. „Care-(Arbeit) [...] ist die notwendige leiblich fundierte Beziehungsarbeit, die unter kapitalistisch-patriarchalen Bedingungen ausgegrenzt, unsichtbar gemacht und verworfen wird, weil sie die patriarchal-kapitalistische Gesellschaft ökonomisch und kulturell destabilisieren würde“ (Müller 2016: 80).

Für Müller sind Care und Care-Arbeit Voraussetzungen der ökonomischen Form des Kapitalismus. Dabei stützt sie sich vor allem auf Marx und das Fetischismus-Verständnis von Joachim Hirsch, das sie einer „fundamentalen Wertkritik“ entgegenstellt: „Ein Verständnis von Wert als sozialer Form [...], wie es ein formanalytischer Zugang erlaubt, ermöglicht hingegen die Analyse von strukturellen Grenzen auf der einen Seite und sozialen Kämpfen und AkteurInnen auf der anderen Seite [...] Außerdem kann mit einer solchen Perspektive sehr deutlich auch die Limitierung der Reichweite des theoretischen Ansatzes begriffen werden. Diese liegt in ‚der allgemeine[n] Bestimmung sozialer Formen‘ [...] und nicht in der Analyse konkret-historischer Verhältnisse. Die Analyse sozialer Formen kann aber als Grundlage und Voraussetzung für konkrete Analysen dienen. Joachim Hirsch zufolge sind ‚soziale Formen [...] die verdinglichten und fetischisierten, nur

durch theoretische Kritik zu entschlüsselnden Gestalten, die das wechselseitige Verhältnis der gesellschaftlichen Individuen in einer gegenüber ihrem bewussten Willen und Handeln verselbständigten Weise annimmt und die ihre unmittelbaren Wahrnehmungen und Verhaltensorientierungen prägen: Ware, Geld, Kapital, Recht, Staat“ (Müller 2013: 41). Müller nimmt ihre wert-abjektiven Ausführungen sodann als Grundlage für empirische Studien im ambulanten Pflegebereich (Müller 2016).

Müller nimmt hier eine regulationstheoretische „Landnahme“ der Wert-Abspaltungskritik vor. Innere Schranken des kapitalistischen Patriarchats, wie sie eine fundamentale Wertkritik/Wert-Abspaltungskritik zentral behauptet, werden mit Verweis auf Michael Heinrich zurückgewiesen, eine Prozesshaftigkeit im Sinne der Regulationstheorie angenommen, die keinen Zusammenbruch des Kapitalismus kennt, sondern prinzipiell davon ausgeht, dass schon immer irgendwie eine Akkumulationsmöglichkeit gefunden werden kann, der Kapitalismus also im Grunde endlos ist.

Damit wird die Wert-Abspaltungskritik in einen theoretischen Kontext überführt, gegen den sie sich seit Jahren, um nicht zu sagen Jahrzehnten abgrenzt und zwar in ausführlichen Auseinandersetzungen an vielerlei Orten (vgl. etwa Kurz in Bezug auf die Regulationstheorie: 2005: 423 ff., im Hinblick auf bestimmte wertformanalytische Verständnisse wie dem von Michael Heinrich: Kurz 2012 im Hinblick auf einen linken „Klassenkampffetisch“: Kurz/Lohoff: 1989, vgl. allerdings zur Kritik Scholz: 2008).

Dabei wird von ihr abstrakte Arbeit als Brennstoff und Inhalt der Mehrwertproduktion auf die Klassenverhältnisse bezogen, auf die es Müller in einem „Kämpfe“-Kontext letztlich ankommt (siehe hierzu Kurz, der ebenfalls eine „abstrakt-materielle Substanz des Kapitalfetischs“ behauptet, allerdings aus einer wert-abspaltungs-kritischen Perspektive – Kurz, 2012: 192).

Die Kritik einer radikalen Wertkritik an anderen marxistischen Ansätzen wird von Müller geflissentlich ignoriert. Ignoriert wird auch, dass eine umstandslose Konfundierung von Psychoanalyse und kritischer Gesellschaftstheorie problematisch ist und sie sich für die Wert-Abspaltungskritik in der identitätskritischen Tradition von Adorno verbietet. Da Psychoanalyse und kritische Gesellschaftstheorie zwei unterschiedlichen Ebenen angehören, müssen sie als solche getrennt und gleichzeitig auf der Metaebene der Wert-Abspaltung als gesellschaftliches Formprinzip negativ dialektisch zusammengedacht werden, ohne indes die (erkenntnistheoretischen) Prämissen gleichzumachen (vgl. Scholz, 2011, insbes.: 124 f.). Insofern ist eine „Lückenphobie“ (Christine Kirchhoff) bei Müller zu konstatieren.

Im Grunde wird das Geschlechterverhältnis psychologisiert und wieder einmal ins Subjekt hinein verlagert. Es droht hier also eine satte Psychologisierung nicht nur von Gesellschaftstheorie/-kritik überhaupt, sondern insbesondere wieder einmal des asymmetrischen Geschlechterverhältnisses. Zentral ist für Müller der Warentausch im Rückgriff auf Brentel und Heinrich und die auf dem Markt interagierenden Menschen. Der Wert entstehe hingegen bloß innerhalb eines gesellschaftlichen Verhältnisses. Im Rekurs auf Brentel schreibt sie: „Die Kategorien der bürgerlichen Ökonomie sind damit ‚gegenüber dem Schein je vorgegebener SACHverhältnisse, als *SPEZIFISCHE SOZIALE* und *HISTORISCHE VERHÄLTNISBESTIMMUNG DER MENSCHEN IN IHREN ARBEITEN* zu dechiffrieren“ (Müller 2013: 38, Hervorheb. i. O.). Dabei bezieht sie sich u. a. auf Kannankulam, wenn sie Klassenverhältnisse als ein zentrales Verhältnis auf die Agenda setzt: „Marx analysiert gesellschaftliche Verhältnisse hinter der Erstarrung von starren Naturformen. Konkreter formuliert analysiert er Klassenverhältnisse, die als ‚Brennstoff‘ und ‚Inhalt‘ der Mehrwertproduktion bezeichnet werden können“ (ebd.: 39).

Entscheidend ist für Müller dabei, dass der Prozess der Wertverwertung nicht nur von

Klassenverhältnissen absieht, sondern auch von „Care“. Die Abjektion von Care-Arbeit ist für Müller somit die Voraussetzung für Mehrwertproduktion und wird unter kapitalistisch-patriarchalen Verhältnissen selbst versachlicht. Müller schreibt: „Wird so eine permanente Abjektion von Care und Care-Arbeit von der Wertproduktion angenommen, dann existiert auch – und dies erscheint mir zentral – eine entscheidend anders konzeptionalisierbare Grundstruktur der Gesellschaft. Denn als Konsequenz dieser Verschiebung kann als Brennstoff der ökonomisch-patriarchalen Form nicht lediglich ein klassenbasierter Antagonismus angenommen werden, sondern vielmehr ein Klassenantagonismus *und* ein Antagonismus zwischen abjekten Anderen und Nicht-Abjekten“ (ebd.: 39, Hervorheb. i. O.). Weiter heißt es bei ihr: „Zu sprengen ist diese Form (des patriarchalen Kapitalismus, R.S.) letztlich nur durch gemeinsame Kämpfe von Klassen und abjekten Anderen“ (ebd.: 41).

Müller geht es jedoch, ihre Ausführungen legen dies nahe, wenn sie von „Widersprüchen“ ausgeht, vor allem regulationstheoretisch-gramscianisch orientiert, um „Kämpfe“ und um „Kräfte und Gegenkräfte“ vor dem Hintergrund einer leeren relationalen Bestimmung, dass der Wert ein soziales Verhältnis sei, dem dann doch äußerlich eine körperliche Existenz zugeordnet wird. Derartige Theorien wurden und werden stets herangezogen, um einer Zusammenbruchsmöglichkeit im Kontext des „automatischen Subjekts“ auszuweichen. Dabei ist mit Form, wie sie Müller (bzw. Hirsch) versteht, eigentlich „Struktur“ gemeint, die von konkreten gesellschaftlichen Prozessen abgegrenzt wird, auch wenn sie diese sodann auf diese Form/Struktur zurückführen. Marxsche Kategorien sind so nicht Realkategorien, die einen wirklichen Prozess zu fassen versuchen und diesen somit als PROZESS auf den Begriff bringen, sondern es ist erst die Struktur da, auf deren Hintergrund sich sodann die tatsächliche Geschichte abbilden lässt. Mit anderen Worten: Es wird nicht gesehen, dass diese „Form“/Struktur ihrem ganzen Wesen nach als solche schon immer bloß eine PROZESSIERENDE sein kann.

Deutlich wird hier somit, dass die Wert-Abspaltungskritik als „kapitalismusfeindliche Ideologie“ um mit Boltanski/Chiapello (2006) zu sprechen, noch in postmodern-neomarxistische Ansätze eingehen soll, die an einer Annahme des Fortgangs des kapitalistischen Patriarchats nicht zu rütteln wagen, ja eigentlich um dessen Erhalt bangen, um so reformistisch das „System“ stetig bis zur angeblichen Unkenntlichkeit verbessernd zivilisieren zu können, ungeachtet dessen, dass ihnen dieses „System“ real-objektiv im Zerfall einen Strich durch die Rechnung macht.

3. Kritische Theorie und Feminismus heute

3.1 Lisa Yadhoshara Haller: Kapital, Staat Geschlecht

Neben Versuchen unterschiedliche Spielarten des Traditionsmarxismus mit feministischer Kritik zu verheiraten, hat im Zuge eines Materialismus-Turn auch das Thema Kritische-Theorie-Feminismus Hochkonjunktur. Im Folgenden möchte ich auf einige prominente Konzepte, die sich in diesem Spektrum verorten, eingehen. Ich beginne mit den Überlegungen von Lisa Yadhoshara Haller zu Kapital, Staat und Geschlecht. Wieder anders als Müller versucht Lisa Yadhoshara Haller das Problem Formanalyse und Geschlechterverhältnis zu fassen, wenn sie das Verhältnis Kapital, Staat, Geschlecht untersucht, um vor diesem Hintergrund den Problemen der „Elternschaft im Kapitalismus“ in empirischen Untersuchungen nachzugehen. „Wenn wir uns der Marx’schen Methode der Formanalyse bedienen und mit ihr auch Tätigkeiten jenseits der Wertform betrachten – wie beispielsweise Versorgungsleistungen – können wir uns vorstellen, wie durch die Routine bei der Verrichtung von Tätigkeiten Eigenschaften bzw. Fähigkeiten erworben

werden, die aus der Makroperspektive wie Geschlechtsmerkmale wirken beispielsweise erscheinen Frauen als fürsorglich [...] So geht mit der Spaltung von Tätigkeitsbereichen die Herausbildung einer zweigeschlechtlichen Arbeitsteilung einher. Die auf der Makroebene aufgrund ihres unterschiedlichen Wertschöpfungspotentials notwendig gespaltenen Tätigkeitsbereiche legen eine komplementäre Arbeitsteilung zur Koordination von Versorgungsarbeit und Erwerbsarbeit nahe“ (Haller 2018: 85).

Vergleichbar mit Müller rekurriert sie auf Hirsch, Bentel, Backhaus usw., um sodann das Verhältnis von (Wert-)Struktur- und Handlungsebene unter Berücksichtigung des Staates zu bestimmen (Haller 2018a: 17 ff.). Zunächst zum Verhältnis von Handlung und Struktur: „Obwohl die intersubjektive Herstellung der Geschlechterdifferenz in unzähligen Aktionen zwischen Einzelpersonen erfolgt, wird durch die Vervielfältigung im Alltagshandeln ein gewisses Wissen generiert und in ein Verhältnis überführt: in das Geschlechterverhältnis“. In Anlehnung an Meißner schreibt sie weiterhin: „Die Unsichtbarkeit des Herstellungsaktes gibt einen Hinweis darauf, dass sich die Herstellung der Geschlechterdifferenz ‚nicht einfach als intentionales, zielgerichtetes Eingreifen verstehen (lässt), sondern als Intervention, deren Motive, aber auch Effekte niemals voll zugänglich und kontrollierbar sind‘ [...] Obgleich sich geschlechtliche Differenzen in Geschlechterverhältnissen verallgemeinern, erhalten diese erst dann Gültigkeit, wenn die Allgemeinheit sich tatsächlich an ihnen orientiert. Die Institutionalisierung der Verhältnisse vollzieht sich ‚hinter dem Rücken der Subjekte‘. Den Ausgangspunkt des Prozesses, in dem sich Subjekte geschlechtlich verorten, bilden Werttransfers, die mittels Leistungsansprüchen eine Trennung zwischen privaten Versorgungsleistungen und öffentlichen Austauschformen vorantreiben“ (Haller 2018: 86 f.).

Ergo: „Weil diese Geschlechterordnung nicht kollektiv ausgehandelt ist, sondern sich im Zuge einer Vielfalt von Interaktionen verallgemeinert, erscheint sie den Subjekten als äußerliche und damit objektive Ordnung. So verallgemeinern sich die von der Mehrheit der Subjekte gelebten, auf einer rigiden Arbeitsteilung basierenden Geschlechterbeziehungen und verselbständigen sich als durch Ungleichheit geprägtes Geschlechterverhältnis“ (ebd.: 87).

Dabei soll der Staat, da er immer zwischen Gesellschaft und Individuen vermitteln muss, diejenige Instanz sein, die auch Familiäres und dessen Verhältnis zur Gesellschaft regelt und damit auch an der geschlechtlichen Arbeitsteilung beteiligt ist. Haller bezieht sich hier auf die Staatsableitungsdebatte in den 1970er Jahren und Eva Genetti. „Die Form, die der Staat unter wertförmigen Bedingungen annimmt, gestaltet, so Genetti, die makrostrukturelle Rahmung, in der sich Geschlechterverhältnisse konstituieren [...] Für die Beantwortung, wie dies im Einzelnen geschieht, bietet die Staatsformanalyse weitere Anknüpfungspunkte: Durch die staatlich finanzierte Etablierung einer Privatsphäre, die durch das Privatrecht hoheitlich reguliert wird, spaltet der Staat zwei Tätigkeitsbereiche voneinander ab, die jenseits wertförmiger Wirtschaftsformen eine Einheit bilden und auch unter wertförmigen Bedingungen notwendig aufeinander angewiesen sind. Entsprechend entstehen durch die Wertumverteilung Freiräume, in denen Arbeitskraft jenseits der Wertform hervorgebracht, wiederhergestellt und erhalten werden kann“ (ebd.: 81 f).

Eine Krise des Staates heute gibt es bei Haller dabei nicht, sie wird höchstens implizit angedeutet. Im Grunde werden die Schwierigkeiten der „Elternschaft im Kapitalismus“ der Politik (die selbst in der Krise ist!) überantwortet, anstatt zu sehen, dass der Staat an sich primär patriarchalen Charakter besitzt und dies selbst ein Problem ist.

Sie rekurriert, was das Verständnis von Gesellschaft angeht, auf Adorno und in diesem Zusammenhang auf Becker-Schmidt u. a., die die Handlungs- und Strukturebene per se schon einbezogen hätten: Das „Theorem einer doppelten Vergesellschaftung von Frauen umfasst dementsprechend makrostrukturelle Widerspruchsverhältnisse, die den Rückgriff

auf eine psychoanalytisch fundierte Subjekttheorie mit den inneren Konflikten der Subjekte, die sich mit den Verhältnissen auseinandersetzen müssen, kombiniert werden [...] Dabei erhält im Kontext der Vergesellschaftungsprozesse der Aspekt ‚Arbeit‘, verstanden als Tätigkeit mit dem Ziel der Herausbildung einer Subjektivität, eine zentrale Bedeutung“ (Haller 2018: 49). Hierbei werde „von einer Relationalität zwischen der Makro- und der Mikroebene ausgegangen [...], derzufolge die notwendigen Tätigkeiten zur gesellschaftlichen Reproduktion aufgespalten sind. Diese sind jedoch wiederum in einem reziproken Bezug zu den Interaktionen sehen, mit denen die Subjekte Geschlechterdifferenzierungen hervorbringen“ (ebd.: 50).

Entgegen ihrer Beteuerungen, Widersprüche mit einzubeziehen, bringt Haller die Struktur und handlungs-/psychologische Strukturebene in ein harmonisches Verhältnis (auch dann noch, wenn sie durchaus sieht, dass eine derartige Struktur in Bezug auf Familie und doppelte Vergesellschaftung von Frauen unhaltbar ist) vor dem Hintergrund gängiger Formbestimmungen von Hirsch, Bentel usw., die diese Form nicht wirklich hinter sich lassen können, sondern innerhalb ihrer eine immanente Handlungsmöglichkeit zu ihrer Sprengung zur Voraussetzung haben. Hingegen schreibt Adorno: „Die Wahrheit des Ganzen steht bei der Einseitigkeit, nicht bei der pluralistischen Synthese; eine Psychologie die von der Gesellschaft nichts hören will und ideosynkratisch auf dem Individuum und dessen archaischem Erbe beharrt, spricht mehr von der gesellschaftlichen Fatalität als eine, die sich durch Berücksichtigung gesellschaftlicher ‚Faktoren‘ oder einen ‚wholistic approach‘ der nicht mehr existenten universitatis literarum eingliedert“ (Adorno 1998: 45).

Statt von Psychologie könnte hier auch von symbolischem Interaktionismus die Rede sein. Auch Haller klaubt sich aus den verschiedenen Theorien das heraus, was ihr gefällt, um Handlungs- und Strukturebene problemlos verschränken zu können, was fast schon an den Strukturfunktionalismus erinnert, so wenn sie z. B. ein gemeinsames Merkmal „Tätigkeit“ im Marxismus und bei Mikroansätzen wie dem symbolischen Interaktionismus, Ethnomethodologie als gemeinsame Grundlage setzt. Jedoch meint Tätigkeit bei Letzteren symbolisch vermittelte Interaktion, was etwas ziemlich anderes ist als bei Marx. Gildemeister/Wetterer grenzen sich 1992 sogar polemisch von einer Theorie der geschlechtlichen Arbeitsteilung ab und sehen die „Herstellung“ von Geschlecht in interaktiven Mikroprozessen als Basis von Zweigeschlechtlichkeit an, wobei selbst Institutionen noch eine untergeordnete Rolle spielen (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992). Auch später setzt Gildemeister die interaktive Ebene als primäre voraus, auch wenn sie dabei vorausgesetzte Normalisierungsannahmen und Institutionalisierungsprozesse in der Interaktion Rechnung stellt. Die „Abwehr von Gesellschaftstheorie“ ist bei ihr aber nach wie vor vorhanden, stellt sogar Becker-Schmidt fest (vgl. Becker-Schmidt 2013: 36 f.). Auf derlei Unterschiede geht Haller aber überhaupt nicht ein, da ihr Interesse sich vor allem an einer Forschungspraxis im Hinblick auf empirische Untersuchungen bezieht und methodologische Fragestellungen ihr nur eingeschränkt in den Blick kommen.

Ein symbolischer Interaktionismus kann gar nicht anders, als methodisch individualistisch vorzugehen, und insofern ist er auch als solcher fruchtbar zu machen. Problematisch ist aber, wenn Haller Widersprüche zwischen Form und Handlungsebene ignoriert und letztlich in Interaktionen aufgehen lässt, um auf diese Weise dann zur Verselbständigung der gesellschaftliche Verhältnisse zu gelangen. Dazu nochmals obiges Zitat; „Weil diese Geschlechterordnung nicht kollektiv ausgehandelt wird, sondern sich im Zuge einer Vielzahl von Interaktionen verallgemeinert, erscheint sie den Subjekten als äußerliche und damit objektive Ordnung. So verallgemeinern sich die von der Mehrheit der Subjekte gelebten, auf einer rigiden Arbeitsteilung basierenden Geschlechterbeziehungen und verselbständigen sich als durch Ungleichheit geprägtes Geschlechterverhältnis“ (Haller 2018: 87).

Becker-Schmidt u. a. werden von ihr so interpretiert, als seien sie einer gesellschaftlichen Form gewahr, stattdessen setzen sie banale soziologische Begriffe mit dieser gleich. Selbst wenn Begriffe wie Ware, Wert etc. genannt sind, fristen sie ein marginales Hintergrunddasein. Sie könnten auch weggestrichen werden, ohne dass dies die Gesamtargumentation und einen Substanzverlust bedeuten würde. Form/die Makroebene ist für sie dabei ein ontologisch gedachter „gegenständliche[r] Tätigkeitsbezug“, d. h. Arbeit (Haller 2018a: 45). So wird Geschichte und Inhaltliches verwirrt und versteckt, nämlich insofern als Becker-Schmidt, insbesondere aber auch Gudrun Axeli Knapp an einer soziologistischen Entdramatisierung des hierarchischen Geschlechterverhältnisses beteiligt waren und Hohlformeln zu seiner Bestimmung geliefert haben, ohne es auf den Begriff zu bringen, wobei diese Formbestimmung (bei ihnen: Der Tausch) bloß äußerlich hinzukommt. Im Kern ergehen sie sich in der leeren Relationalität der Verhältnisse, die nur noch formal einen Form-Hintergrund hat, den ihnen Haller nun unterstellt. Zwar gab Adorno, u. a. in seinem Gesellschaftsaufsatz, dem in gewisser Weise Nahrung (Adorno 1998a); allerdings lässt sein Gesamtwerk keinen Zweifel daran, dass er ein derartiges formalanalytisches und hölzernes soziologistisches Vorgehen missbilligt hätte, wobei jedoch auch Adorno wert-enspaltungsmäßig zu korrigieren wäre. De facto bewegen sich so Becker-Schmidt und Knapp auf einer soziologischen Meso-Ebene, die weder der „Form“ noch der „Mikrodimensionen“ (und zwar jenseits affirmativer Bezugnahmen auf die den realen Verhältnissen verfallenen Scheinsubjekte mit entsprechenden Bedürfnissen) Rechnung trägt. Stattdessen wäre die Wert-Abspaltung als Makroebene, die interaktionistische Ebene als Mikroebene und die Ebene der „doppelten Vergesellschaftung von Frauen“ bei Regina Becker Schmidt als Meso-Ebene zu bestimmen.

Zwar schränkt Haller ein: „Und hier, beim Umgang mit den wirtschaftlichen Verhältnissen, wird es für uns feministische Materialistinnen so richtig kompliziert. Denn die divergierenden Tätigkeitsbereiche sind zwar aufeinander angewiesen, aber im Kapitalismus nicht vereinbar“ (Haller 2018: 87).

Dies ist jedoch nicht einfach ein inhaltliches Problem, sondern müsste auf einer grundlegenden Ebene der Bestimmung von Mikro- und Makro-Ebene selbst schon thematisiert werden. Bei Haller besteht so ebenfalls eine „Lückenphobie“ in Bezug auf die Struktur- und Handlungsebene wie wir es bei Müller schon auf der sozialpsychologischen Ebene gesehen hatten, die beide Ebenen im Prinzip verschmilzt und dabei Becker-Schmidt & Co noch eine Makro-Ebene andichtet.

Sie kommt so nicht auf eine Abspaltung des Weiblichen im Gegensatz zur Wertform in dialektischer Verschränkung mit dieser als Form der Formlosigkeit, was die Wert-Abspaltung als Formprinzip im Gegensatz zu jener erst ausmacht, weshalb sie auch nicht als hermetisch, sondern von vornherein als fragmentarisch gedacht werden muss. In diesem Zusammenhang gibt es bei Haller auch keine objektive fundamentale Krise des Kapitalismus. So kann sie auch nicht sehen, dass die gesamte Struktur- und Handlungsharmonie, die sie im Grunde voraussetzt, heute erst recht aus den Fugen gerät. Die Vorstellung eines prozessierenden Widerspruchs im Sinne der Wert-Abspaltungs-Kritik ist ihr fremd. Mit anderen Worten: Haller wird der „dysfunktionalen Funktionalität“ (Stückler 2019) des kapitalistischen Patriarchats heute nicht gewahr. Dies zeigt sich auch daran, dass sie ihre Untersuchungen nicht in den Kontext einer „Verwilderung des Patriarchats“ stellt, wo doch/obwohl die Institutionen Erwerbsarbeit und Familie heute erodieren.

Festzuhalten ist, dass Haller im Gegensatz zu Vogel, Winker u. a. Sorgetätigkeiten aber nicht einfach unter die (Mehr-)Wertgenerierung subsummiert, sondern sie in ihrer Eigenqualität fasst und sie *insofern* dialektisch mit dem Wert verbunden sind. Jedoch tut sie dies – wie gesagt –, indem sie Tätigkeiten (auch im Sinne des symbolischen

Interaktionismus) und Arbeit als ontologische Tatsachen auffasst, sie erklimmt so nicht die Wert-Abspaltung als eigentliche Formebene.

Auf was nun will Haller in der Konsequenz hinaus? Es geht ihr um eine Aufwertung der Fürsorgetätigkeiten!

Haller geht es erst einmal positiv um das immanent scheinbar Transzendente. Völlig außer acht lässt sie, dass auch Fürsorge etwas völlig Immanentes ist und nicht nur keinen Spaß machen muss (egal, ob sie von Frauen oder Männern verrichtet wird), sondern deren Abspaltung bzw. die Aufspaltung der Sphären in Wert und Sorgetätigkeiten selbst schon eine Verdinglichung bedeutet. Es ist dies etwas, das sie zwar erwähnt, dem sie aber nicht wirklich nachkommt. Im Grunde genommen sind Fürsorge-Tätigkeiten – und zwar in einem anthropologischen Sinne – für sie das Zentrum von Gesellschaftlichkeit überhaupt, das sie gegen die „Wert“-Dominanz in Anschlag bringt. Dabei wirft sie mit Müller vergleichbar, die die Formebene und die sozialpsychologische Seite unkompliziert zusammenwirft, nun „Struktur und Handlung“ unkompliziert zusammen. Aber immerhin ist bei Haller eine personalisierte Kapitalistenklasse nicht die Wurzel allen Übels. Sie kommt allerdings auch nicht auf ein kapitalistisches Patriarchat zu sprechen, auch bei ihr spielt sich alles im „Kapitalismus“ ab.

3.2 Sarah Speck: Soziologie, Kritische Theorie und Feminismus

Sahra Speck hingegen schert sich überhaupt nicht um irgendeine Form. Auch sie nimmt für ihre empirischen Untersuchungen die soziologische Sichtweise von Becker-Schmidt auf und kommt dabei zum banal-richtigen Ergebnis, dass der Mann kein Familienernährer und die Frau keine Nur-Hausfrau mehr ist. Völlig außer Acht gelassen wird, dass Becker-Schmidt & Co. die „doppelte Vergesellschaftung“ von Frauen (ihre Zuständigkeit für Familie und Beruf) als das Nicht-Identische feierten, trotz aller negativen Seiten, die sie auch aufführt und woraus Widerständigkeiten erwachsen. Das Skandalon der Doppelbelastung, das auch Speck thematisiert, und gerade für die postfordistischen Verhältnisse typisch ist, wurde demgegenüber klein geschrieben, die „Widerständigkeiten“ hingegen groß. Becker-Schmidt/Knapp waren so keine Vorreiterinnen einer radikalen formkritischen und feministischen Gesellschaftskritik, sondern mit einem reduktionistischen Adorno zeitgeistige Vollstreckerinnen der Postmoderne vor dem Hintergrund einer Arbeitsethik und einer immanent-kapitalistisch-patriarchalen Logik in einer soziologisch-hölzernen-„seriösen“ Gestalt, die auf diese Weise den postmodernen Zeitgeist noch „kritisch“ legitimierten. Frauen werden in ihrem beschränkten So-Sein für Ernst und für bare Münze genommen, anstatt sie als immanent Begrenzte zu sehen, die Familie und Erwerbsarbeit als unhintergehbare Prämissen ihrer „Emanzipation“ sehen (vgl. Scholz 2011: 73ff.).

Nach Speck ist die Kritische Theorie für den Feminismus insofern zentral, als sie sowohl „gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge“ als auch die psychische Dimension in einer interdisziplinären Perspektive in den Mittelpunkt stellt. In diesem Zusammenhang sei ein dialektisches „Denken in Widersprüchen, Spannungen und Paradoxien“ in der feministischen Wissenschaft fruchtbar zu machen, da Empirie und Zeitdiagnostik gerade von solchen Widersprüchen zeugten, wobei sie – durchaus zu Recht – eine „Auseinandersetzung mit dem eigenen Standpunkt der Kritik“ in der Tradition der Kritischen Theorie fordert (Speck 2018: 64f.): Die fundamentale Ebene, einer Abspaltung des Weiblichen im kategorialen Sinne eines prozessierenden Widerspruchs, der dahingehend in seiner theoretischen Dimension qualitativ neu bestimmt werden müsste, bleibt dabei nicht nur außen vor, sondern wird im Soziologismus erstickt. Insofern bleibt eine solche Kritik am Ende begriffslos. Erst in den letzten Jahren taucht eine Fetischkritik

bei Becker-Schmidt überhaupt auf, (siehe etwa Becker-Schmidt 2016: 91) wohl angestoßen durch einen Fetischhype innerhalb der linken Debatte etwa seit 2005 (vgl. Scholz 2014). Es ist bezeichnend, dass Becker-Schmidt allgemein in der gesamten (feministischen) Diskussion komplett unkritisiert davonkommt und als große Vertreterin einer feministischen kritischen Theorie gilt. Die Universität versucht sich so noch in der fundamentalen Krise als verknöcherte Institution einen radikalkritischen Anstrich zu geben. Ein schlecht abstraktes Denken in Widersprüchen, Spannungen, Paradoxien usw. ist dabei auch noch für weitere feministischen Theoretikerinnen charakteristisch, wie ich später noch nicht zuletzt anhand der Ausführungen zu Tina Jung zeigen werde. Dabei soll gar nicht geleugnet werden, dass bei Haller, Speck, aber auch Müller, wertvolle Erkenntnisse aus empirischen Untersuchungen zutage befördert wurden (worauf hier nicht eingegangen werden soll, weil es hier um theoretische Grundannahmen geht), dies allerdings vor dem Hintergrund „schräger“ Wert-(Abspaltungs-)Aufspaltungs-Annahmen, die der Gesamtkrise der Wert-Abspaltungs-Gesellschaft, die nicht auf einen „Pflege“-Zusammenhang reduziert werden darf, heute nicht gerecht werden. Frauen sind nicht nur Krankenschwestern und doppelt vergesellschaftete Mütter und Beziehungspartnerinnen! Dabei wäre eben zu sehen, dass die Wert-Abspaltung den Basiszusammenhang, nicht nur „kapitalistischer“, sondern kapitalistisch-patriarchaler Verhältnisse darstellt, jenseits einer konstruierten Vereingenschaftung von Frauen, die als Krisenverwalterinnen heute „doppelt-vergesellschaftet“ ihren Dienst im Verfall des kapitalistischen Patriarchats tun (müssen). Die Wert-Abspaltungs-Logik bestimmt die Struktur der Gesellschaft als Ganzes.

3.3 Barbara Umrath: Kritische Theorie und sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung

Bislang war die systematische Untersuchung des Zusammenhangs hierarchische Geschlechterverhältnisse – Kritische Theorie ein Desiderat. Diese Lücke wird nun von Barbara Umrath in ihrem Buch „Geschlecht, Familie, Sexualität – Die Entwicklung kritischer Theorie aus der Perspektive sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung“ geschlossen (Umrath 2019). Dabei geht es ihr auch um den Zusammenhang zwischen „Produktionsweise und Geschlechterverhältnis“ (ebd.: 16), wobei sie „Materialismus“ im Sinne der Kritischen Theorie gesamtgesellschaftlich fasst, also auch die kulturelle und subjektive Ebene miteinbezogen werden. Kritische Theorie wird dabei allerdings auch mit einem „historischem Materialismus“ in Verbindung gebracht; als hätte sie sich nicht im Hinblick auf einen traditionellen Marxismus als solchem als Separates konstituiert und die kulturelle psychische Dimension mit hereingenommen (vgl. ebd.: 29). Wie der Titel des Buches schon sagt, findet ihre Untersuchung entlang der Themenfelder Geschlecht, Familie und Sexualität statt (Der ganzen Komplexität in Umraths Ausführungen kann hier natürlich nicht Rechnung getragen werden). Sie widerspricht dabei feministischen Lesarten, die an der Kritischen Theorie (etwa in der „Dialektik der Aufklärung“) kritisieren, dass diese nur Geschlechterklischees produzierten bzw. an der Sekundärliteratur, dass sie deren Geschlechterthematizierung nicht bzw. nicht ausreichend berücksichtigt haben. Sie weist nach, dass dem Geschlechterproblem in der Kritischen Theorie in weit größerem Maße nachgegangen worden ist, und davon auch für die feministische Theorie noch etliches ungehoben ist, auch wenn diesem Problem nicht systematisch nachgegangen worden sei. „[D]ie Kritik der Kritischen Theorie [...] [gilt] nicht ‚nur‘ dem kapitalistischen, sondern zugleich dem patriarchalen Charakter der bürgerlichen Gesellschaft. Die ‚Emanzipation der Frau‘ [...] erfordert auf der Makroebene nichts weniger als eine grundlegende Veränderung der *gesamten Gesellschaftsformation*, auf der Mikroebene eine tiefgreifende Veränderung der vergesellschafteten *Subjekte* und deren psychischer

Strukturen. Für die Kritische Theorie charakteristisch ist damit ein *Zusammendenken* verschiedener, nur analytisch zu trennender Macht-, Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse sowie die Einsicht, dass diese wiederum konstitutiv mit bestimmten Subjektivierungsweisen verbunden sind [...]. [D]ie kritischen Theoretiker (ringen) dabei allerdings mit der Frage, inwiefern Emanzipation ein Festhalten an Geschlechterdifferenz, inwiefern eine ‚Aufhebung‘ im Sinne von Androgynität bedeuten würde“ (ebd.: 68, Hervorheb. i. O.). Umrath ist auch in die Archive gegangen, und hat dabei manch Unbekanntes bzw. nicht genügend Beachtetes zu Tage befördert. Zudem lässt sie nur wenig rezipierte Autoren wie z. B. Ernst Schachtel zu Wort kommen, der schon Rechtsverhältnisse, Geschlechterverhältnisse und Klasse thematisiert hat (ebd.: 203 ff.).

Insgesamt ist es Umrath gelungen, einen neuen Blick auf die Kritische Theorie zu werfen, der sich von früheren Lesarten im Feminismus, die sich vor allem im das weibliche Subjekt gruppieren, unterscheidet. Sie konstatiert, dass je nach Standpunkt der Kritischen Theorie ein Mittelpunkt unterstellt wird: Ökonomiekritik, Klassenverhältnis oder Naturbeherrschung (ebd.: 66).

Zumindest bei Adorno ist es jedoch der Tausch, der, wie er an mehreren Stellen deutlich macht, etwa im Positivismusstreit, in dem Text „Gesellschaft“ oder in der „Negativen Dialektik“, eine „Grundtatsache“ der Gesellschaft ist. Dies meint, dass es ihm auf einer tieferen gesellschaftlichen Analyseebene um das Problem der gesellschaftlichen Form und ihrer Verselbständigung geht. Dieses Problem erfährt bei Umrath m. E. zu wenig Aufmerksamkeit. Stattdessen moniert sie in Anlehnung an Neupert-Doppler: „Die Stärke einer Theorie von Gesellschaft als ‚Totalität‘ und verselbständigter gesellschaftlicher Verhältnisse liegt insofern nicht darin, ‚Möglichkeiten der Emanzipation, sondern deren Schwierigkeiten aufzuzeigen‘ [...], wie Alexander Neupert-Doppler so treffend in den Blick auf die an Marx anschließende Form- und Fetischkritik schreibt, in deren Tradition sich auch die Kritische Theorie bewegt. Damit bewahrt sie indirekt zugleich eine ‚Utopie von zukünftiger möglicher Befreiung‘, die über die Formen der gegenwärtigen Gesellschaft hinaus eine ‚Sehnsucht nach dem ganz Anderen‘ festhält“ (ebd.: 262). In diesem Zusammenhang kritisiert sie an der Kritischen Theorie: „Indem sie ihren Fokus auf die Darstellung von Frauen richtete, wies die frauenforschende Rezeption damit zugleich auf eine grundlegende Grenze des für die Kritische Theorie charakteristischen Verständnisses kritischer Gesellschaftstheorie hin: Eine Theorie der Gesellschaft als ‚Totalität‘ und verselbständigter gesellschaftlicher Verhältnisse tendiert dazu, die ‚Eigenlogik‘ in den Praxen der gesellschaftlichen Akteur*innen nicht ausreichend wahrzunehmen und deren Selbstverständnissen genügend Raum zu geben. In diesem Sinne ist die Kritische Theorie auch wenig geneigt, Bewegungen in einzelnen Momenten die Möglichkeit einer emanzipatorischen Veränderung des Ganzen zuzusprechen“ (ebd.: 261 f.). Letztlich schlägt bei Umrath so, obwohl sie mit der Kritischen Theorie konstatiert, dass es keine Emanzipation, ohne die der Gesellschaft geben könne in die subjektive Richtung aus. Stattdessen wäre die fetischistische Form der Vergesellschaftung und deren Verselbständigung, die durch die Einzelnen selbst hergestellt wird, in den Mittelpunkt zu stellen, um subjektive und bewegungsmäßige Orientierungen nicht in ihrer Abstraktheit zu goutieren, wie dies in der Linken und im Feminismus weithin der Fall war und ist, die von einem Fetischzusammenhang im Großen und Ganzen nur wenig wissen wollen. Allerdings wäre dabei nicht der Tausch, sondern die Wert-Abspaltung als gesellschaftlicher Basiszusammenhang und damit zusammenhängend die materiellen, kulturell-symbolischen und sozialpsychologischen Ebenen in ihrer Getrenntheit und gleichzeitigen Vermitteltheit über diesen Zusammenhang in den Fokus zu stellen.

Demgegenüber favorisiert Umrath die Perspektiven von Erich Fromm und besonders

Herbert Marcuse (s. u.), die praktische Perspektiven suggerieren, und dabei Frauen und das Weibliche gewissermaßen außertheoretisch in der positiven Konnotation als Utopie-Instanz hereinnehmen.

Problematisch ist dabei auch, dass Umrath die Geschlechterforschung, die nach der Frauenforschung seit den 1990er Jahren die Richtung bestimmte, für die Beurteilung der Kritischen Theorie zum Maßstab macht bzw. diese mit jener vermitteln will. Geschlechterforschung ist gerade seit dem letzten Jahrzehnt auf breiter Front im feministischen Kontext in Misskredit geraten (darauf kann ich hier nicht ausführlich eingehen – siehe dazu etwa die Arbeiten von Tove Soiland). Oftmals soll dabei heute Geschlechterforschung und Klassenfrage miteinander vermittelt werden. Die Problematisierung der Geschlechter-/Gendertheorie in den letzten Jahren wird bei Umrath zwar benannt, es wird ihr aber nicht genauer nachgegangen.

Umrath sieht die Stärke Kritischer Theorie darin, mehrdimensionale Herrschaftsverhältnisse in den Blick zu nehmen, nicht nur kapitalistische und patriarchale, sondern auch „Naturbeherrschung und modernen Antisemitismus [...] All dies bildet der Kritischen Theorie zufolge *einen* Herrschaftskomplex“, wobei es sich um ein durch „Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche [...] gekennzeichnetes Ganzes handelt“, das den Einzelnen voraus geht und dennoch die Verfasstheit der Subjekte auch in ihrer Intersubjektivität in den Blick nehmen muss, ohne in „Personalisierung, Moralisierung und Voluntarismus“ zu verfallen. Stattdessen beschränkten sich intersektionelle Perspektiven oftmals in subjektiv individuelle Fragen der Diskriminierung, Nichtrepräsentation u. ä. bar struktureller Analysen. Dabei müssten jedoch auch weltweite Ungleichheits- und Herrschaftsdimensionen (theoretisch) miteinbezogen werden (ebd.: 378 ff., Hervorheb. i. O.).

Besondere Würdigung erfährt dabei Marcuse. „Den wohl umfassendsten Emanzipationsentwurf entwickelt [...] Marcuse in seiner Auseinandersetzung mit der neuen Frauenbewegung: Emanzipation wird von ihm als Prozess verstanden, in dessen Züge sich Arbeitsweisen und Zweck der Produktion ebenso verändern würden wie Sexualität und Geschlechterverhältnisse sinnliches Empfinden und Vernunft“, was ein „queeres Potenzial“ mit einschliesse. Umrath geht dabei auch auf die marginale Debatte um Homosexualität ein, die sich an den Ansatz von Marcuse anschliesst (ebd.: 45 ff.).

Ihr geht es somit darum, mit der Kritischen Theorie „den Mut zu utopischem Denken wieder zu entwickeln“ (ebd.: 381). Umrath weiß zwar um die Auseinandersetzungen von Bovenschen/Schuller mit Marcuse (1978 – darauf kann hier nicht näher eingegangen werden), dennoch bezieht sie sich auf ihn hinsichtlich seiner problematischen Weiblichkeitskonstruktion als Utopievorstellung positiv.

Die Arbeiten der Wert- Abspaltungs-Kritik, in der eine sich automatisch relativierende Wert-Abspaltung als Makroebene firmiert, werden von Umrath zwar flüchtig erwähnt, es findet jedoch keine Auseinandersetzung mit ihr statt. Vielleicht ist dies auch dem Charakter einer Doktorarbeit geschuldet, bei der der akademische Rahmen wichtiger ist als eine Beschäftigung mit Argumenten (Andrea Maihofer und Regina Becker-Schmidt waren neben Heike Brunkhorst die Dokormütter).

3.4 Tina Jung: Kritik und Politik in Kritischer und feministischer Theorie

Kommt Umrath mit Marcuse gleich auf die Praxis-Variante der Kritischen Theorie hinaus, nimmt Tina Jung hier den Umweg über den theorielastigen Weg von Adorno und Horkheimer, vor allem in der „Dialektik der Aufklärung“ (Jung 2016). Sie vergleicht in ihrem Buch sowohl die frühere Kritische Theorie (vor allem von Adorno/Horkheimer) und die „rekonstruktive Kritik“ von Jürgen Habermas & Co (ebd.: 128 f.) mit feministischen

Theorien und ihrem Verhältnis zu Kritik und Politik/Praxis. Die „rekonstruktive Kritik“ lasse ich in meinen Ausführungen außer Acht, da sie nicht Thema dieses Artikels ist. Im Übrigen verwirft sie auch Jung weitgehend. Grundsätzlich stellt sie fest: „Wissenschaftliche Tätigkeit und kritische Theorie ist demnach kein Selbstzweck, sondern steht in einem Bezugssystem zur Gesellschaft“. Dies sei der Unterschied zu einem „traditionellen Wissenschaftsverständnis“ (ebd.: 255). Kritisiert wird dabei in der feministischen Theorie auch der Androzentrismus der Wissenschaft. „Wissenschaft und kritische Theoriebildung werden als eine politische, gesellschaftliche Tätigkeit begriffen, die normativ auf den Abbau von Herrschaftsverhältnissen zielt. Schon bei Horkheimer und Adorno, stärker noch in der feministischen Theorie, kommen dabei die spezifischen Bedingungen der Möglichkeit von kritischer Gesellschaftstheorie selbstreflexiv und selbstkritisch in den Blick – und werden so Gegenstand einer Wahrheitspolitik, die sich auf eine Veränderung oder gar Revolution des Feldes Wissenschaft in einem materiellen Sinn (z. B. zur Wiederherstellung der Bedingungen der Möglichkeit ‚kritischen Verhaltens‘) abzielt [...] Die Politik der Theorie kann z. B. darin bestehen, dass sie öffnende, aktivierende und ermöglichende Perspektiven auf die Realität entwickelt oder Reflexionen anstößt, die Menschen in die Lage versetzt, eine ‚kritische Haltung‘ oder ein ‚kritisches Verhalten‘ auszubilden, das die Grundlage ist, das eigene Leben zu gestalten“ (ebd.: 256). Jung räumt jedoch ein, dass die ältere kritische Theorie sich nicht im Sinne des gängigen Politikbegriffs als „politisch“ begriffen hätte, zu Politik hat sie sich kaum geäußert. Anders ist dies bei der feministischen Theorie: Feministische Kritik „unterzieht [...] den Gegenstand ‚Politik‘ einer expliziten Entgrenzung [...] Demokratie, Staat, konventionelle wie unkonventionelle Beteiligungsformen und Politakteur_innen werden Anlass und Gegenstand feministischer Kritik. Gleichzeitig wird aber auch diejenige Dimension von Politik kritisch reflektiert und heftig diskutiert, die Theorie und Politik als eine Form von Politik versteht“ (ebd.: 257). Jung resümiert: „Die Grenzen und Differenzen zwischen Wissenschaft und Politik dürfen, so kann im Anschluss an die ältere Kritische Theorie und ihr in diesem Punkt nahestehenden feministischen Ansätzen argumentiert werden, im Namen ihrer ‚Einheit‘ und wechselseitigen Bezogenheit nicht allzu sorglos verwischt werden. Wissenschaft und Theoriebildung erscheinen hier als handlungsentlastet und können oder müssen sich eine Ambivalenztoleranz erlauben, die unter dem Handlungsdruck der Praxis nicht unbedingt haltbar ist. Mit der Differenz zwischen Wissenschaft und Politik ist vielmehr in kritischer Absicht zu arbeiten, so ein feministisches Plädoyer“ (ebd.: 257). Jung weist jedoch auf die unterschiedlichen Entstehungskontexte der älteren kritischen Theorie (Nationalsozialismus/Holocaust) und der feministischen Theorie hin. Sie sieht dabei vor allem in der „Dialektik der Aufklärung“ eine „Politik der Distanznahme“ (ebd.: 259).

In der neueren Frauenbewegung wurde zunächst die Einheit von Wissenschaft und Politik betont. Seit geraumer Zeit wird jedoch beklagt, dass sich feministische Theorie zunehmend von der Politik entfernt habe und mit ihr die „Akademisierung und Professionalisierung feministischer Wissenschaft“ und eine damit zusammenhängende Endradikalisierung beklagt. Dem will Jung nicht vorbehaltlos zustimmen: „Dennoch ist feministischer Wissenschaft die Praxis nicht gänzlich abhanden gekommen – sie wirkt als Referenzrahmen, als Stichwortgeberin und als Produzentin konkreten Gender-Wissens nach wie vor in verschiedenen feministischen Praxisformen. Es zeigt sich, dass der politische Gehalt feministischer Theorie [...] auch schon durch die Methode der Kritik, ihre Ausrichtung, durch die Art des Problem – und Gegenstandskonstruktion herstellt – und nicht erst durch ein Moment unmittelbarer Praxisnähe oder ‚Anwendbarkeit‘ für außertheoretische feministische Politikstrategien“ (ebd.: 261).

Prinzipiell stellt Jung fest: „Generell ist im Fall kritischer Gesellschaftstheorien wichtig,

einen weiten Politikbegriff anzulegen, der nicht nur in der Lage ist, verschiedene Dimensionen der Politik/des Politischen zu thematisieren, sondern auch über Aspekte klassischer Gegenstände von politischer Theorie (wie Staat, Demokratie, verfasste Politik) hinaus Fragen nach Herrschaft und Emanzipation im Allgemeinen als Formen politischer Theoriebildung stellt. Forschungsperspektiven, die auf einem engen Politikverständnis beruhen, gehen systematisch am politischen Gehalt von Kritik in kritischen und feministischen Theorien vorbei“ (ebd.: 262).

Kritischer Theorie als auch dem Feminismus geht es nach Jung um eine „Vernunft-Gesellschafts- und Subjektkritik“ (ebd.: 264). Im Gegensatz zum Pessimismus der älteren kritischen Theorie ist die feministische Theorie positiver: Es geht ihr um die „Frage nach Zusammenhang und Differenz, Kontinuität und Wandel der herrschaftlichen Strukturierung moderner Gesellschaften. Feministische Analysen verweisen hier auf Widerspruchskonstellationen (etwa zwischen moderner Geschlechterordnung und modernen Emanzipationsvisionen), aus denen konkret die Risse entstehen, an die Frauenbewegungen anknüpfen können“ (ebd.: 265).

Mit Gudrun Axeli Knapp plädiert sie dafür, „ambivalente Realitäten auszuhalten“ (Knapp zit. n. Jung: ebd.: 267). Dabei muss sich feministische Theorie immer auch nach der Verstrickung in die gegebenen Verhältnisse befragen. Jung setzt sich hier wiederum von der älteren Kritischen Theorie ab, die einen Anschluss an politische Praxis ablehnt. Sie spricht sich gegen eine „Flaschenpost“-Haltung aus und favorisiert stattdessen den „Tomatenwurf“, also die politischen Aktion. „Dabei ist sich feministische Theoriebildung aber des Spannungsverhältnisses von ‚Dissidenz und Partizipation‘ [...] bewusst, in das sie sich hineinbegibt [...] Teilhabe erscheint als prekäre Voraussetzung für Veränderung. Nicht Rückzug, sondern eine offensive *politics of location*, die kritisch über den eigenen Standort aufklärt, ist die feministische Antwort auf die Einsicht in den sozialen und politischen Charakter von Wissenschaft“. Weiterhin schreibt sie in Anlehnung an Knapp: „Gerade diese (Selbst-)reflexivität, die Möglichkeit des Dissenses und der Umgang mit aporetischen Grundlagen im feministischen ‚Wir‘ wird dabei als zentraler Motor der Innovationsfähigkeit und produktiven Dynamik feministischer Theoriebildung gesehen“ (ebd.: 269 f., Hervorheb. i. O.).

Jung sieht dabei die Gemeinsamkeiten von älterer Kritischer Theorie und feministischer Theorie, so ist festzuhalten, in folgender Konstellation: Beide „beharren auf einem Verständnis von Kritik als kritisch-politischem Verhalten, das noch den eigenen Begriffen angesichts der darin womöglich enthaltenen Elemente des Ausschlusses der jeweils ‚Anderen‘, Abgewerteten, als deviant geltenden misstraut. Kritik ist dabei durch historisch-gesellschaftliche Erfahrung bedingt und zielt auf das Aufzeigen alternativer Handlungsmöglichkeiten. Dabei halten beide Theorievarianten zwar an einem bestimmten Begriff von Wahrheit bzw. an der Idee, dass der Anspruch auf ein ‚Allgemeines‘ bzw. ‚allgemein Vernünftiges‘ aufrechterhalten werden kann, fest. Sie koppeln dies jedoch an das Moment von kooperativer Praxis und ‚geteilter Wahrheit‘ möglichst Vieler, die notwendig für das als ‚partikular‘ geltende offen bleiben muss“. Damit „[zielen] sie darauf komplexe und widersprüchliche Erfahrungszusammenhänge auszuleuchten und setzen hierzu am Spannungsfeld von Wirklichem und Möglichem an“ (ebd.: 264).

Bei Jung lässt sich eine Widerstands-, Widerspruchs- und Ambivalenzontologie erkennen (im Gegensatz zu Haller, die verschiedene Ebenen konfundiert und zu einem kompakten handhabbaren „Konzept“ macht). Der „widerspruchsvolle bzw. mehrdeutige Charakter der gesellschaftlichen Realität ist dabei der entscheidende Ausgangspunkt sowohl für die Kritische Theorie als auch für feministische Theorie“ (ebd.: 265). Dementsprechend beruft sie sich in ihrem Buch auf Becker-Schmidt/Knapp (ebd.: 189 ff.). Damit verbleibt sie wie

diese auf einer soziologischen Erscheinungsebene stehen. Eine gesellschaftliche Form und deren Kritik kennt sie nicht, die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt sie nicht zuletzt als Komplex im Sinne eines relationalistischen Zusammenhangs verschiedener Sphären und Geschlechterverhältnisse, woraus sich dann Widersprüche, Ambivalenzen, Ungleichzeitigkeiten und Differenzen aus Prinzip ergäben.

Ein gesellschaftlicher Basiszusammenhang wie die Wert-Abspaltung ist Jung somit fremd, aus dem sich dann auf der gesellschaftlichen Oberfläche in der Entwicklung von der Moderne zur Postmoderne derartige Tendenzen zeigen. Dabei ist ebenfalls zu beachten, dass einem Verständnis der Gesellschaft als Widerspruchsstruktur keineswegs weithin ein Widerstands- und Emanzipationspotenzial entspringen muss. Bekanntermaßen, gibt es z. B. auch rechtsorientierte Frauen, die ob der Doppelbelastung zu traditionellen Geschlechterverhältnissen zurückwollen, es gibt auch Schwule und Lesben in der AfD, migrantische Deutschnationaler usw., die sich in der heutigen Widerspruchsstruktur der Wert-Abspaltungsvergesellschaftung im Zerfall zeigen. Das Antisystemische der Kritischen Theorie Adornos ist dabei in und durch die Kritik des Tauschprinzips bestimmt, d. h. Widersprüche, Ambivalenzen, Ungleichzeitigkeiten stehen nicht gleichsam pur für sich. Dabei wäre die Kritik des Tauschprinzips aus der hier vertretenen Perspektive freilich durch eine Kritik der Wert-Abspaltung als Basiszusammenhang zu ersetzen, wie schon wiederholt gesagt. Gerade das asymmetrische Geschlechterverhältnis benötigt einen Begriff, da es das dunkelste Herrschaftsverhältnis überhaupt ist, anstatt es durch soziologische Bestimmungen und eine nebulöse Komplexität von vornherein noch einmal zu verunklaren.

Dabei umfasst diese Widerstandsontologie bei Jung auch eine Fortschrittsideologie. Die postmoderne Ära des Feminismus vor allem in den 1990er Jahren mit ihren Anpassungsprozessen an die bestehenden Verhältnisse und den akademischen Betrieb sowie die Kritiken daran werden zwar breit verhandelt. Jedoch werden letztere dann schlussendlich relativiert, bis eine Widerstands- und Widerspruchserzählung dabei herauskommt, die letztlich nach viel dialektischem Ping-Pong-Spiel bei der Vermittlung eines Theorie-Praxis-Verhältnisses mit praktisch-politischer Schlagseite stehen bleibt und diese als der Weisheit letzter Schluss hypostasiert. So kommen die Ausführungen von Jung eigentlich auf eine Geschichtsklitterung hinaus. Die Einwände feministischer Kritikerinnen, die sich gegen eine Anpassung wehrten und wehren, werden so faktisch kleingeschrieben. Schließlich speise sich auch feministische Theorie aus politischen Perspektiven und es finden auch Personaltransfers aus der wissenschaftlichen Sphäre in die politische statt und umgekehrt. Dabei ist doch auch der Staatsfeminismus längst ins Visier der Kritik geraten, wie Jung selbst deutlich macht. Eine außerakademische feministische Theoriebildung wie die Wert-Abspaltungs-Kritik gibt es bei Jung erst recht nicht. Wenn sie auf die Eigenberechtigung der Theorie insistiert, ist schon immer die wissenschaftliche Kritische-Theorie-Produktion im Feminismus gemeint, ohne deren Kotau vor dem akademischen Betrieb wirklich zu problematisieren.

Dass die Kritische Theorie Adornos und Horkheimers gerade universitären Zwängen entfliehen wollten, wird zwar erwähnt, es wird aber so getan, als seien deren feministische Nachfahrrinnen immer noch auf diesem Trip, als wäre die Kritische Theorie erst durch Habermas & Co. auf den Hund gekommen, und nicht auch durch seine grünsozialdemokratischen Töchter und Enkelinnen im Feminismus. Jung entwirft ein Widerstandsszenario im Grunde bloß innerhalb eines institutionalisierten Wissenschafts- und Politikbetriebs. Widerständigkeit und Tendenzen jenseits hiervon kommen ihr überhaupt nicht in den Sinn. Insofern empfängt hier noch eine Verlangweiligung feministischer Theorie und Praxis noch ihre dialektisch-theoretischen Weihen. Auch suggeriert Jung, dass derartige Ansätze noch als marginalisierte den Feminismus der

letzten Jahrzehnte wesentlich ausmachten. Kein Wort davon, dass ein Dekonstruktivismus, der bei ihr ebenfalls wohlgelesen ist, für den eine radikale Gesellschaftskritik nicht mehr zählte den hegemonialen Diskurs bestimmte.

Hierbei muss auch betont werden, dass die vielfach inkriminierten Alphamädchen, bürgerliche Medien wie „Die Zeit“ und auch Hollywood-Schauspielerinnen überhaupt erst wieder feministischen Widerstand in der Praxis leisteten und feministische und linke Orientierungen diesen dann nachzuckelten bzw. sich in größerem Maßstab überhaupt erst wieder bildeten. Auch dies widerspricht einer weithin ungebrochenen links-feministischen Widerstands- und Fortschrittserzählung. Der neue „materialistische Feminismus“ musste in vielerlei Hinsicht andernorts gar zu einem Glück gezwungen werden.

Zudem wird von Jung ein inflationärer Politikbegriff gebraucht, der jedweden Widerstand im Sinne „das Private ist politisch“ fassen soll. Noch eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus wie sie bei Adorno/Horkheimer zu finden ist, muss nun als politisch deklariert werden. Dabei ist ihr ein Demokratiebegriff sakrosankt. Er braucht nicht mehr als Zentralbegriff genauer und kritisch in Augenschein genommen werden in dem Sinne, dass Demokratie die entsprechende Regierungsform der Wert-Abspaltungs-Vergesellschaftung ist, sondern versteht sich als einfach gesetztes Positivum ganz von selbst.

Mittlerweile wird seit der Veröffentlichung der Arbeit von Jung jedoch auch schon eine andere Entwicklung sichtbar. Stellt sie das Verhältnis zwischen Dekonstruktivistinnen und gesellschaftskritischen Feministinnen noch harmonisch dar, ist ein Streit zwischen diesen Perspektiven offen entbrannt – siehe etwa die Diskussion um den Band „Beißreflexe“ (l'Amour laLove 2017), aber auch den Streit zwischen den queerorientierten Professorinnen Sabine Hark/Paula Irene Villa und der feministischen Forscherin Barbara Holland-Cunz, die zur Absetzung letzterer an der Universität sowie der Einstellung des ganzen Fachbereichs an der Uni Gießen führte, weil diese nach Hark/Villa unwissenschaftlich arbeiteten (vgl. etwa Rukaj 2020).

4. Das politische Subjekt Frau, die gelebten Realitäten von Frauen und „Erfahrung“ als Grundlage feministischer Politik. „Outside the Box“: Absturz einer Zeitschrift?

Heute erfährt auch der Erfahrungsbegriff eine Renaissance (so auch bei Jung), der schon früher im Feminismus eine große Rolle spielte. Dass auf (weibliche) „Erfahrung“ heute wieder verstärkt insistiert wird, dürfte auch der Tatsache geschuldet sein, dass heute nach der bleiernen Zeit des Dekonstruktivismus „der Materialismus“ wieder sein Haupt erhebt. Auch die neueste Ausgabe der feministischen Zeitschrift „Outside the box“, die bislang weithin der Kritischen Theorie und sozusagen einem distanzierten theoretischen Feminismus nahestand, macht diesen Gestand zu ihrem Schwerpunkt (Outside the box, 2019). Es geht mir im Folgenden nicht um eine Besprechung dieser ganzen Ausgabe, sondern ich will die Gesamtdiktion, die sich wie ein roter Faden durch das Heft zieht anhand einer Bezugnahme auf ausgewählte Artikel darstellen und kritisieren.

In der Auseinandersetzung mit Texten von Laura Penny und Margarete Stokowski wendet sich Constanze Stutz gegen eine Hypostasierung von Erfahrung in der feministischen Popkultur. „Penny und Sokowski schaffen Erzählungen und Einordnungen, um ihre Erfahrungen von Schmerz, Leiden oder Scheitern als vielfach geteilte und gesellschaftlich vermittelte zu veranschaulichen. An die Stelle eines politischen Subjekts Frau tritt bei ihnen jedoch die Verdichtung einzelner Erfahrungen hin zu einer weiblichen Subjektivität des Leids [...] Andere Objekte oder Schlachtfelder außerhalb der eigenen körperlichen und sexuellen Selbstbespiegelung im Kampf um Handlungsfähigkeit wie Lohndifferenz,

ungleiche Verteilung von Arbeit oder Zugang zu Ressourcen verschwinden in der endlosen Aufzählung von Themenfeldern, die noch zu behandeln und zu erkämpfen sind, werden jedoch nicht zum Gegenstand der Analyse gemacht“ (Stutz 2019: 11). Stutz moniert, dass gesellschaftstheoretische Überlegungen dabei weitgehend fehlen. „Ein Verständnis, warum sich der Hass auf konkrete Frauen und alles Weibliche weiter seine Bahn bricht, und woher der immerwährende Wiederholungszwang in der feministischen Geschichte rührt, wird nicht entwickelt“ (ebd.: 13). Kapitalismus und Patriarchat seien kein Thema. Mit „Wiederholungszwang“, einem Begriff, den Stutz von Karina Korecky übernimmt, meint sie, dass bis heute „Feministinnen immer wieder aufs Neue um eigene Antworten auf weithin unabgegoltene Erfahrungen ringen [müssen]. Vorangetrieben wird der Wiederholungszwang durch die grundlegende Schwierigkeit feministischer Geschichtsschreibung und das gesellschaftliche Vergessen bereits gemachter und erstrittener Erkenntnisse [...] Bei aller Flexibilisierung bleibt also Altes im Neuen“ (ebd.: 10). Bei allem Richtigen, was Penny und Stokowski schrieben, nach Stutz wollten sie in erster Linie aus dem „Feminismus einen Lebensstil“ machen (ebd.: 14).

Stutz kritisiert somit gewissermaßen einen falschen Rekurs auf „Erfahrung“, der Gesellschaftstheorie und Politik letztendlich außen vorlässt. Koschka Linkerhand versucht in ihrem Text „Die andere Frau. Weibliche Erfahrungen als Grundlage feministischer Politik“, Erfahrung, Theorie und Politik in ein angemessenes (Spannungs-)Verhältnis zu setzen und insistiert dabei auf einem „politischen Subjekt Frau“ als „Kampfbegriff“. Sie zeichnet dabei auch die Geschichte der zweiten Frauenbewegung nach und geht insbesondere auf den Queerfeminismus ein, wobei die „weibliche Erfahrung zwischen Gleichheit und Differenz“ ihr besonders relevant erscheint (Linkerhand 2019: 20).

Sie macht auch einen Kurzdurchlauf durch die Geschichte der Frauenbewegung seit 68. Standen zunächst das Wir und das politische Subjekt Frau sowie die weibliche Erfahrung des Leidens an der Unterdrückung im Zentrum, machten sich bald Differenzen in der Frauenbewegung bemerkbar. Lesben, Transfeministinnen, jüdische Frauen, schwarze Frauen und nach dem Mauerfall Ostfrauen machten ihre eigene Sicht der Dinge geltend. „Ein Teil der Verletzungen, die Feministinnen einander in diesen Kämpfen zufügten, resultierte aus der Schwierigkeit, weibliche Erfahrungen als Grundlage der feministischer Verschwesterung zu setzen, dabei aber mit den Differenzen zwischen Frauen konfrontiert zu werden. Die Andere erwies sich nicht einfach als Frau, sondern als *andere Frau*“ (ebd.: 21, Hervorheb. i. O.). Linkerhand macht eine Veränderung der Produktionsverhältnisse hierfür verantwortlich. Die Hausfrau und der Mann als Familienernährer waren nun obsolet. Es kam zu entsprechenden Gesetzesänderungen (z. B. durften Frauen nun auch ohne Erlaubnis des Ehemannes erwerbstätig sein). Feministische Forderungen waren dabei nach Linkerhand systemkompatibel. Sie wurden staatlicherseits implementiert und der Feminismus institutionalisierte sich.

Das politische Subjekt Frau wurde nach dem Zusammenbruch des Ostblocks ebenso wie das Arbeiterbewegungssubjekt erst recht infrage gestellt. Die Differenzen zwischen weißen Frauen und Women of Color machten sich nun heftig bemerkbar. Zudem unterlag ein sich zunehmend normierendes neoliberales Subjekt „Selbstgestaltungs-, und Selbstoptimierungszwängen“ (ebd.: 23). Ein Queerfeminismus und mit ihm eine Sprachpolitik machte sich breit. „Weil eine materialistische Kritik, auf subjekttheoretischen Füßen stehende Kritik des patriarchalen Geschlechterverhältnisses ausbleibt, wird Frausein eines von vielen möglichen Geschlechtern und die Selbstaussage zur einzigen Maßgabe, wer und was als frau bzw. weiblich zu gelten hat“ (ebd.: 23). Und weiter: „Damit wird die individuelle Erfahrung als Teil einer Pluralität von Erfahrungswelten gesetzt, die sich weder miteinander vermitteln noch gesellschaftstheoretisch rückbinden lassen. Die *andere Frau* wird nur noch zur *Anderen*, die in ihrer Differenz anerkannt und fraglos

akzeptiert werden soll. Sie in ihren konkreten Sozialisations- und Alltagserfahrungen sowie in ihren politischen Ansichten verstehen zu wollen – sich ihr also mit Nachfragen und dem Wunsch nach Diskussion zu nähern – gilt als respektlos“ (ebd.: 24, Hervorheb. i. O.). Das Problem zwischen Differenz und Gleichheit zieht sich nach Linkerhand so durch die Geschichte der Frauenbewegung im Hinblick auf das „politische Subjekt Frau“.

Vor dem Hintergrund des Haugschen Konzeptes von Produktion und Reproduktion, wobei Frauen zusätzlich für die „Produktion des Lebens“ zuständig sind – und das kapitalistische Patriarchat rund um die Welt ging – stellt Linkerhand mit Gayle Rubin kulturell und historisch „eine endlose Varietät und monotone Ähnlichkeit“ der Geschlechterverhältnisse fest. Linkerhand plädiert nun dafür Gemeinsames und Trennendes vor dem Hintergrund der gemeinsamen Lebenspraxis zu untersuchen. „Das Erkenntnisinteresse einer materialistischen feministischen Theorie soll dabei sein, von den eigenen Erfahrungen und dem Austausch darüber zur Analyse des kapitalistischen Patriarchats vorzudringen. Die Analyse wiederum muss sich von den Erfahrungsberichten anderer Frauen in Frage stellen lassen und mit diesen aufs Neue vermittelt werden. Sie stellt ein politisches Subjekt Frau in den Mittelpunkt, auf das sich so viele Frauen wie möglich beziehen können, und an das anknüpfend sie ihre feministischen Kämpfe verorten und beschreiben können. Das praktische Ziel feministischer Theoriebildung soll sein, Frauen in die Lage zu versetzen, sich von patriarchalen Zwängen zu befreien. Dabei geht es sowohl um Verbesserungen innerhalb der bestehenden Gesellschaften wie auch darum, das globale kapitalistische Patriarchat in einen gesellschaftlichen Zustand zu transformieren, in dem Geschlecht und Sexualität keine Herrschaftskategorien mehr wären. Beide Perspektiven müssen in der feministischen Theorie miteinander dialektisch vermittelt werden“. Sie nimmt den Begriff einer „revolutionären Realpolitik“ von Rosa Luxemburg für sich in Anspruch (ebd.: 25). Weibliche Erfahrung muss auch Rassismus und Transfeindlichkeit miteinbeziehen. Dabei ist auch eine Mittäterschaft stets mitzureflektieren. In diesem Zusammenhang spricht sie sich auch gegen einen ins Biologische zurückfallenden Radikalfeminismus aus, der eine Zusammenarbeit mit Transfrauen unmöglich macht (darauf kann ich hier nicht näher eingehen) (vgl. ebd.: 26).

Linkerhand resümiert: „Interessant wird es eigentlich erst, wenn diese Bestimmungen eines materialistischen Feminismus auf konkreten Kritikfeldern ausgeführt werden: etwa einer ausführlichen Kritik der weiblichen Sozialisation, die den globalen Gemeinsamkeiten, aber auch den immensen Unterschieden gerecht wird; oder einer Analyse, des in vielen Ländern geführten feministischen Kampfes um das Recht auf Abtreibung [...] Über ein nüchternes Zweckbündnis, auf der Basis geteilten Leidens hinaus resultieren daraus Möglichkeiten, die Feministinnen auch im Interesse eines schöneren Lebens ins Auge fassen sollten: empathische Solidarität, der Anstoß voneinander zu lernen, und die Bereicherung durch die gleichzeitige Nähe und Fremdheit der anderen Frau“. Hingegen habe sie sich selbst – so Linkerhand – „größtenteils auf metatheoretischen Bahnen bewegt“ (ebd.: 27).

Nachdem bei einigen AutorInnen der „Outside the box“ früher die Kritische Theorie und die Wert-Abspaltungs-Kritik Hintergrund für ihre Analysen waren (weshalb dieser Zeitschrift hier auch etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird), scheinen mittlerweile vermehrt traditionell-marxistische und praxeologische Positionen aufgenommen zu werden, etwa die von Frigga Haug (vgl. Posster 2018), wobei die „Erfahrung“ von Frauen zu einer Basiskategorie wird; allerdings bleibt dabei völlig ungeklärt, was damit eigentlich gemeint ist. Es scheint, als habe dieser Begriff eine voraussetzungslose ad hoc-Plausibilität, selbst wenn historische Veränderungen mitreflektiert werden.

Problematische Traditionen dieses Begriffs bzw. verwandter Begriffe wie z. B. in der Lebensphilosophie oder der Wissenssoziologie bleiben unreflektiert. Vermutet werden

kann hier, dass Linkerhand dem traditionsmarxistischen Konzept „Erinnerungsarbeit“ bei Haug folgt. Haug bezieht sich in ihrem Gesamtkonzept dabei u. a. auf Gramsci vor dem Hintergrund eines politizistischen Klassenmarxismus.

Demnach geht es darum „mit dem Alltagsverstand zu beginnen und zugleich den Stand der ins Alltagsbewusstsein gelangten Theorie im arbeitenden Kollektiv zusammenzustellen“. Erinnerungsarbeit „bezieht sich (u. a.) kritisch auf Frauenbewegung und -forschung“ (Haug 2018: 31). Damit verbunden „wechseln die Formen von der Analyse zum Bericht, zu subjektiver Erfahrung und Vorschlägen, von der Kritik zur Hoffnung“ (ebd.: 24, Anmerk. 1).

Dieses „Erfahrungs“-Konzept wird nun anscheinend von Linkerhand gewissermaßen intersektional erweitert. Es soll nun für eine ausdifferenzierte Frauenbewegung heute Pate stehen, anstatt eine sich selbst relativierende Wert-Abspaltung mit ihrem Bezug auf eine „konkrete Totalität“ zum Ausgangspunkt von Analyse und „praktischer“ Kritik zu nehmen, die im Übrigen schon 2000 dafür plädiert hat, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Frauen nachzukommen (vgl. Scholz 2011: 44 f.) Dabei fehlt die Formebene bei Linkerhand weitgehend, wenn die abstrakte Annahme von „Erfahrung“ geltend gemacht wird.

„Erfahrung“ und Subjektivität sind auch im selben Heft der „Outside the box“ für Katharina Lux zentraler Ausgangspunkt. Neben Positionen in der Frauenbewegung der 1970er Jahre, die sich positiv auf Selbsterfahrung im Feminismus beziehen, geht sie vor allem kritisch auf die frühere feministische Zeitschrift „Die Schwarze Botin“ ein. „Daher ist es nicht verwunderlich, dass die *Schwarze Botin* ihr Metier in der Kritik der Literatur, der Philosophie und der Kunst findet – ein Feld, indem sich das feministische Bewusstsein rein halten kann von der schmutzigen kollektiven Praxis der Selbsterfahrungsgruppen“ (Lux 2019: 70, Hervorheb. i. O.). Vielleicht aber hatten die Autorinnen der „Schwarzen Botin“ es aufgrund von „Erfahrung“ satt, als Frauen und Feministinnen ständig betroffen zu sein und weiblichen Sinnlichkeitszuschreibungen und Klischees entsprechen zu müssen und nahmen es sich einfach heraus, auch eine distanzierte und theoretisch-kritische Vogelperspektive einzunehmen, gegenüber dem damaligen Betroffenheitsdiktat in feministischen Szenenzusammenhängen! Das geht aus den Zitaten, die Lux aus der *Schwarzen Botin* anführt hervor. Sie setzt einer derartigen Sicht entgegen: „In den Selbsterfahrungsgruppen entstanden Freundschaften, wer sich nicht getraut hatte zu sprechen, sprach, wer sich minderwertig gefühlt hatte, entwickelte Selbstvertrauen. Die Praxis der Selbsterfahrung war *auch* ein Versuch, das Leben selbstbestimmt und kollektiv zu gestalten und Beziehungen zwischen Frauen zu knüpfen“ (ebd.: 70 f., Hervorheb. i. O.). Wer damals in solchen Selbsterfahrungsgruppen war (wie ich) weiß, dass sich dort schnell informelle Hierarchien herausgebildet hatten und Artikulationsfähigkeit eine Voraussetzung war, sich in solchen Gruppen, die in der Regel aus (weißen) Mittelschichtlerinnen bestand, zu äußern; alsbald ging die ganze Veranstaltung in einer Psychobewegung auf, in der es darum ging, an sich selbst zu „arbeiten“ und ein „unternehmerisches Selbst“ (Ulrich Bröckling) auszubilden, das für den „neuen Geist des Kapitalismus“ (Boltanski/Chiapello) unabdingbar war. Dies weiß auch Lux, wenn sie schreibt, dass „die Selbstveränderung [...] zur Selbstoptimierung der Ware Arbeitskraft geworden ist“ (ebd.: 72). Dennoch findet bei ihr eine gewisse Romantisierung der (Selbst-)Erfahrungsgruppen in der früheren Frauenbewegung statt.

Lux versucht den Erfahrungsbegriff mit Bezugnahme auf Ute Daniel wie folgt zu klären: „Ähnlich wie das Privateigentum, das tatsächlich auf *gesellschaftlicher* Arbeit beruht, ist auch Erfahrung – so persönlich sie sein mag – eingelassen in den *gesellschaftlichen* Deutungsprozess. Zwar können Erfahrungen nicht außerhalb und Deutungen nicht jenseits des Horizonts der kapitalistischen Gesellschaft gemacht werden und entstehen.

Dennoch sind sie nicht völlig determiniert“. Als Beispiel nennt sie die Selbsterfahrungsgruppen im Feminismus! Sie beendet ihren Text: „Womöglich käme es darauf an, die Gesellschaftlichkeit der Erfahrung zu reflektieren und kollektive Erfahrungen zu machen“ (ebd.: 72, Hervorheb. i. O.). Ungenügend reflektiert und aufgearbeitet bleiben hier die historischen Erfahrungen mit Selbsterfahrungsgruppen im Feminismus von damals „Betroffenen“, die einer nun auch heute irgendwie wieder völlig unschuldig wider besseres Wissen von Lux ans Herz gelegt werden. Warum diese Gruppen, wenn sie denn doch so toll waren (in ihrer angeblich so gesellschaftskritisch-feministischen Diktion), überhaupt schnell wieder verschwunden sind, auf diese Frage gibt Lux keine Antwort. Dabei soll gerade der historischen Dimension von Erfahrung bei „Outside the box“ Rechnung getragen werden! (vgl. Posster 2018). Möglicherweise ist das ein Generationenproblem, das jedoch im Wert-Abspaltungs-Kontext zu klären wäre.

Zugleich entstehen neue Szenen-Zwänge. Wurde in den „Beißreflexen“ (Patsy l’Amour laLove 2017, s. o.) noch vehement und sehr zu Recht ein Autoritärwerden in der Queer-Szene angeprangert, so wird bei Linkerhand & Co in der „Outside the box“ nun wiederum eine neue Szenemoral gepredigt, die durch ein Politisch-Sein-Müssen errichtet wird. So sehr eine Kritik am individualisierten Lifestyle-Feminismus, so etwa bei Stutz, berechtigt sein mag – dieser drückt ein Unbehagen an der heute individualisierten Frauen-Existenz aus, die als solche für ein allgemeines Unbehagen am „Frausein“ steht; solch ein individuelles Unbehagen sagt oft mehr über gesellschaftliche Strukturen aus als ein in die Politik und die Struktur hinein gezwungenes, wenngleich dies auch divers aufgelockert sein soll; zumal eine postmoderne Lifestyle-Phase selbst längst verblichen ist. Tendenziell wird so aber auch eine kritische Distanz und ein kritisches theoretisches Denken implizit mitverunglimpft, das szenenpolitischen Gewissheiten widerspricht und unabdingbar ist, um ein Selbstreflexivwerden von feministischer Theorie und Praxis zu ermöglichen und nicht den Verhältnissen noch in der scheinbaren Kritik anheimfällt, wie sich etwa in der Vergangenheit gezeigt hat, indem ein postmoderner Feminismus dem Neoliberalismus zugearbeitet hat. Die linke „politische“ Kritik am Lifestyle-Feminismus gerät so zum anachronistischen Programm, die noch ein politisches Regime in unsicheren Verfallszeiten errichten will – also wieder, polemisch zugespitzt formuliert, „Parteiabzeichen und Obristenuniformen“ (Umberto Eco) ersehnt: Theorie soll im Grunde so doch wieder unmittelbar mit Praxis und Politik einhergehen, allen dialektischen Finessen und der angeblichen Berücksichtigung von Besonderheiten zum Trotz.

M. E. zeigt sich feministischer Widerstand indes gerade darin, einem absoluten und potentiell auch autoritären Praxisdiktat zu widerstehen, und es sich zu erlauben, das asymmetrische Geschlechterverhältnis als philosophische, abgehobene Größe im Sinne der Wert-Abspaltungs-Theorie zu behandeln, was, wie gesagt, ein praktisches gesellschaftstheoretisches Engagement keineswegs ausschließt, aber sich nicht mit ihm von vornherein gemein macht.

So habe ich z. B. schon früher geschrieben: „[...] es [würde] dem eigenen Inhalt der Wert-Abspaltungstheorie widersprechen, die negative Totalität als theoretischen und auch praktischen Bezugspunkt gewissermaßen ‚von oben‘ geltend zu machen. Das keineswegs leicht zu bewerkstelligende Kunststück besteht [...] darin, gerade auch auf der Ebene des gesellschaftspraktischen Engagements die Spannung zwischen dem Allgemeinen, Besonderen und Einzelnen, zwischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden auszuhalten. Also, noch einmal: Weder Auflösung der Totalität in Differenzen, noch Auflösung der Differenzen in Totalität. Und zwar praktisch gesehen, sowohl im regionalen wie im globalen Rahmen“ (Scholz 2005: 264). Dies gilt nicht nur im engeren Rahmen für „Frauen“ und den Feminismus, sondern für Differenzen und soziale Disparitäten im Kontext der Wert-Abspaltungs-Vergesellschaftung als Ganzes. Dennoch macht Linkerhand in

Veranstaltungen immer wieder Front gegen meine angeblich totale Praxisfeindlichkeit. Zweifellos wäre es zynisch, heute bloß auf eine abstrakte Theorie zu pochen, ganz falsch ist es jedoch, das hierarchische Geschlechterverhältnis als Unmittelbares im Sinne eines modifizierten Traditionsmarxismus aufzufassen; stattdessen muss es auf ein gebührend hohes Abstraktionsniveau gehoben werden, um überhaupt zu einem derartig (gebrochenen) (Auch-)Praxisverständnis vor dem Hintergrund der Wert-Abspaltungstheorie zu kommen. Insofern ist die „Flaschenpost“ (Horkheimer/Adorno) für den Feminismus unabdingbar und heute notwendiger denn je. Gerade Frauen war es zudem immerzu verboten, sich in abstrakte, abgehobene Gefilde zu begeben; Frauen werden per se schon immer als praktisch gedacht, dem kommt noch ein post-postmoderner Feminismus á la Koschka Linkerhand nach, auch wenn er sich noch so elaboriert und theoretisch gibt und einem Betroffenheitspostulat pseudodialektisch angeblich widerspricht (vgl. Linkerhand, 2018). In diesem Zusammenhang sind auch in der „Outside the box“ Widersprüche sozusagen das höchste theoretische Gut, in das alles aufgelöst werden kann, das letztlich aber praxistheoretisch einmündet.

Entscheidend wäre hier zu reflektieren, dass Erfahrung selbst schon ein Ergebnis des gesellschaftlichen Prozesses der Wert-Abspaltungs-Vergesellschaftung ist, die nicht abstrakt existiert, aber ebenso wenig falsch konkret gesetzt werden kann. Insofern ist zu erwarten, dass der Standpunkt von Koschka Linkerhand & Co nicht lange Bestand hat. Problematisch ist dabei auch, dass bei Linkerhand mit Frigga Haug „Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse“ bestimmt werden; hingegen sind aus der Wert-Abspaltungs-Perspektive Frauen und die abgespaltenen Tätigkeiten gerade das Andere der Produktion; sie lassen sich somit auch nicht von Produktionsverhältnissen, gewissermaßen als „Basis“ ableiten.

Die fundamentale Krise des kapitalistischen Patriarchats und sein Verfall bleiben bei Linkerhand dabei völlig außen vor. Wenn Linkerhand von den „gelebten Realitäten von Frauen“ spricht, wird das nicht weiter ausgeführt. Deutlich wird dies aber, wenn sie u. a. mit Federici meint, dass sich in den Slums der „Dritten Welt“ Frauen in ihrem Elend zusammentun, um die Reproduktion ihrer Familie und Community zu gewährleisten und auch mit Männern dieser Community zu diesem Zweck zusammenarbeiten, wobei Frauen sich andererseits gegen Gewalt in Ehe und Familie wehrten. Aus dieser Konstellation heraus sollen sie nun angeblich auch Bedürfnisse gewinnen, aus dem Elend der Krisenverwalterin auszusteigen (Linkerhand 2020). Operaistische Nachtigall ig hör dir trapsen, fällt einem unwillkürlich dazu ein. Das hat mit allerhand zu tun, vor allem mit linkem Bewegungspathos, aber wenig mit den „gelebten Realitäten“ dieser leibhaftigen Frauen. Diese „gelebten Realitäten“ von Frauen geraten zur Phrase. Dabei beruft sich Linkerhand auf eine Feministin aus dem islam(-kritischen) Umkreis und überträgt dies auf hiesige Verhältnisse (vgl. ebd.).

Islamische Fundamentalistinnen bleiben dabei außen vor. Heute wäre doch eher zu fragen, inwieweit die Forderung nach einer Frauensolidarität und einem politischen Subjekt Frau auf gesellschaftliche Verfallsverhältnisse trifft, in denen sich Frauen schon allein ob der Erodierung von Erwerbsarbeit und Familie zusammentun müssen, um ihren Alltag überhaupt hinzubekommen, wenn Männer immer unzuverlässiger werden. Eine Emanzipation von Frauen kann nur jenseits politischer Subjektivität und Identitätspolitik stattfinden, indem sie sich verbünden, um sich gegen diese eben zu wehren.

Vor diesem Hintergrund ist eine „separate“ feministische Theorie gerade um der tatsächlichen praktischen Aufhebung der kapitalistisch-patriarchalen Verhältnisse willen, nicht zuletzt in der Kritik des Alltags, des „wirklichen Lebens“ und der (heimlich von vielen eigentlich erwünschten) Normalität, die nichts anderes will, als ein stumpfsinniges Leben in Tretmühle und Familie, hochzuhalten. Nur so kann feministische Theorie im Verbund

mit Praxis dialektisch vermittelt ihren Zweck erfüllen. Ja, es fragt sich, ob nicht gerade in einer Situation wie heute, in der ein allgemeiner Praxis- und Bewegungshype vorherrscht, THEORIE einen transzendenten Charakter besitzt und sich eine feministische Theorie hier eine Scheibe von Adorno abschneiden sollte, um dann in der Wert-Abspaltungs-Kritik über ihn hinauszugehen. Auch wenn diese weiß, dass Theorie selbst ein Bestandteil der patriarchal-kapitalistischen Gesellschaft ist, kann dies gegenwärtig, gerade auch im Verfall des kapitalistischen Patriarchats (und nicht nur nach dem Nationalsozialismus) dringend geboten sein. Hierin, wie gesagt, in einer feministischen Flaschenpost-Haltung würde sich m. E. eine wahre, subversive, Partisanentätigkeit des Feminismus heute zeigen. Eine Gesellschaftskritik, die nicht bei einer falschen Praxis und agit-propmäßigen Bestimmungen des angeblich wirklichen Lebens (von Frauen) stehen bleibt, muss eine derartige Notwendigkeit vor dem Hintergrund realer widersprüchlicher gesellschaftlicher Tendenzen heute im Sinne einer „immanenten Kritik“ vorantreiben. Dabei ginge es um die Geschlechterverhältnisse in „the long run“ und nicht nur eine Perspektive im Hier und Heute, die in ihrer Verkürztheit wohl nicht lange trägt.

Dass Kritische Theorie von Erfahrung nicht einfach absehen kann, weiß gerade auch Adorno, er macht sie jedoch nicht zum abstrakten Ausgangspunkt seiner „Negativen Dialektik“. Praxeologische Erwägungen und die Insistenz auf eine „unmittelbare Unmittelbarkeit“ sind ihm jedoch fremd. Seine folgenden Ausführungen haben Geltung, auch wenn sie noch in einen wert-bspaltungs-kritischen Kontext gestellt werden müssten (siehe dazu ausführlicher: Scholz 2011): „Je mehr [...] die Autonomie von Subjektivität kritisch sich durchschaut, sich ihrer als eines ihrerseits Vermittelten bewusst wird, desto bündiger die Verpflichtung des Gedankens, mit dem es aufzunehmen, was ihm die Festigkeit einbringt, die er nicht in sich hat. Sonst wäre nicht einmal jene Dynamik, mit welcher Dialektik die Last des Festen bewegt. Nicht ist jegliche als primär auftretende Erfahrung blank zu verleugnen“. Jedoch gilt erst recht, dass Unmittelbarkeit selbst als vermittelt zu begreifen ist: „Unmittelbarkeit bleibt der Dialektik nicht, als was sie unmittelbar sich gibt. Sie wird zum Moment, anstatt des Grundes“ (Adorno 1966: 49 f.). Das gilt auch im Blick auf das eigene Denken: „Die abstrakte These von der Bedingtheit jeden Denkens ist höchst inhaltlich an die eigene zu erinnern, die Verblendung gegen das überindividuelle Moment, durch welches individuelles Bewusstsein allein Denken wird. Hinter jener These steht die Verachtung des Geistes zugunsten der Vormacht materieller Verhältnisse als des Einzigen, das da zähle. In Wahrheit haben die divergenten Perspektiven ihr Gesetz in der Struktur des gesellschaftlichen Prozesses als eines vorgeordneten Ganzen“ (ebd.: 46 f.). Der Gedanke einer Fetischvergesellschaftung überhaupt, geschweige denn im Sinne einer Wert-Abspaltungs-Vergesellschaftung, einer Gesellschaft, die sich gegenüber den Individuen, die sie selbst hergestellt haben, verselbständigt, kommt bei Linkerhand & Co. zu kurz.

In der „Erfahrungs“-Outside the box finden sich jedoch durchaus auch Widersprüche, die auf ein gespaltenes Verhältnis zum bisher dargestellten Theorie-Praxis-Verhältnis, das auf die politische Praxis hinausläuft, erkennen lassen (darauf kann ich hier nicht näher eingehen). Man kann nur hoffen, dass diese Gespaltenheit nicht dazu führt, dass aus „Outside the box“ völlig „Inside the box“ wird und die Praxis- und Erfahrungslastigkeit mit einem nostalgischen Bezug auf die zweite Frauenbewegung und einen Traditionsmarxismus die Oberhand gewinnt. Darum wird es auch in der folgenden Zusammenfassung nochmals gehen.

5. Zusammenfassung: Feminismus, Marxismus, Kritische Theorie und die Wert-Abspaltung als widersprüchlicher Vergesellschaftungszusammenhang im Zerfall. Die Insistenz auf Erfahrung, „gelebter Realität“, Traditionsmarxismus, Klasse u. ä. in unsicheren Zeiten

Aus der Warte der Wert-Abspaltungs-Kritik kann eine verstärkte Insistenz auf Erfahrung, „gelebte Realität“, Praxis, Traditionsmarxismus, Klasse, Subjekt (mehr oder weniger implizit auch auf „Arbeit“) u. ä. nach einer Phase des Dekonstruktivismus (dem oft „Abgehobenheit“ nachgesagt wird, selbst wenn auch er faktisch auf Partikularitäten hinauswill – vgl. Scholz 2011) in feministischen Kontexten in den letzten Jahren aus ganz unterschiedlichen Richtungen festgestellt werden: Gesellschaftliche Widersprüche, Ambivalenzen, Differenzen, Ungleichzeitigkeiten u. ä. werden dabei vor allem in Ansätzen, die an die Kritische Theorie anschließen, hoch gehandelt. Allerdings: Mit Widersprüchen, Ambivalenzen, Differenzen usw. im Verfall des kapitalistischen Patriarchats und einer damit einhergehenden fundamentalen Krise wird nicht gerechnet. Eine solche Analyse betreibt eine Widerspruchs- und Widerstandsontologie. Sie verbleibt noch völlig im Immanenten; dass diese Widersprüche sich selbst einmal ad absurdum führen könnten, bleibt völlig außer Betracht.

Eine Agitprop-Position wird dabei etwa bei Jung im dialektischen Ping-Pong zwischen Theorie und Praxis verschleiert präsentiert, aber auch bei Linkerhand mit den angeblich „gelebten Realitäten von Frauen“ begründet und verwechselt, die bloß ein Gemeinplatz bleiben. Das weiß selbst Linkerhand dann doch wieder in der „Outside the box“, wenn sie feststellt, dass ihre Anrufung des politischen Subjekts Frau nur eine Metaebene darstellt, wobei sie allerdings von der Wert-Abspaltungs-Kritik, die eine Metaebene setzt in der Forderung, – nun wirklich abstrakt – das hierarchische Geschlechterverhältnis als philosophische Größe ernst zu nehmen, nichts (mehr) wissen will.

Dabei wäre überhaupt einmal zu klären, was „Metaebene“ wert-abspaltungs-kritisch meint. Es ist dies, dass gemäß der gesellschaftlichen Form diese eben nicht einfach in marxischen Wert-Kategorien aufgeht wie androzentrische Ansätze meinen, sondern die Abspaltung des Weiblichen im Sinne der Reproduktionstätigkeiten, aber auch der Minderbewertung weiblich konnotierter Eigenschaften (Sinnlichkeit, Emotionalität, Fürsorglichkeit, Charakter- und Verstandesschwäche u. ä.) und sozialpsychologisch eine jeweils anders geartete Abspaltung des Weiblichen in den männlichen und weiblichen Individuen, diese Metaebene überhaupt erst ausmacht. Dabei geht es ihr gerade nicht um formale, rein erkenntnistheoretische Bestimmung, philologische Nachweise, oder einen Modell-Platonismus als alles überflügelnde Super-Ebene, sondern die Kategorie der Wert-Abspaltung ist eine Realkategorie, die von vornherein konkret-historisch-empirischen Entwicklungen Rechnung tragen muss im Sinne einer konkreten Totalität und ihrer Prozesshaftigkeit (vgl. Scholz 2009). Dies ist wesentlich damit gemeint, wenn von der Wert-Abspaltung als Grundform des kapitalistischen Patriarchats die Rede ist, die dann wiederum „metatheoretisch“ um ihre eigene Relativität weiß, sich als solche jedoch unbedingt behaupten muss, um als solch gebrochene überhaupt bestehen zu können.

Demgegenüber stürzt „Outside the Box“ nur folgerichtig sodann in die Konstruktion eines Klassenstandpunkts ab. Aus „Outside the box“ wird „Inside the Fox“, wenn sie die Initiative „Solidarität gegen Corona“ interviewen, die die Klasse in den Mittelpunkt stellt (Redaktion outside the box 2020). Fox soll sich dabei wohl auf box reimen und in all dieser reimerischen Unbeholfenheit zeigt sich, dass es bloß um eine Bauernschläue geht, die

versucht, sich in den widersprüchlichen Wert-Abspaltungs-Verhältnissen irgendwie zurecht zu finden und Orientierung zu erlangen, wobei Charlotte Mohs ohnehin schon seit längerem den Klassengegensatz bemüht und auf eine Amalgamierung vom Feminismus und Sozialismus zielt (Mohs 2018). Das hierarchische Geschlechterverhältnis als philosophische Größe in seiner realen Dimension zu erfassen, wird so wieder einmal verhindert und unter die Klassenkategorie subsumiert, wie in in der Hochblüte der Postmoderne/des Poststrukturalismus unter Queer. Irgendwie darf offensichtlich die Geschlechterhierarchie, allen Beschwörungen eines „politischen Subjekts Frau“ zum Trotz, kein zentrales Thema sein, sondern muss immer unter ein anderes wesentlich Vorgängiges subsummierbar werden, was auf ein patriarchales gesellschaftliches Unbewusstes hindeutet (Scholz 2011).

Entscheidend wäre stattdessen, eine ganz und gar „materialistische“ Untersuchung im Kontext der Wert-Abspaltungs-Theorie (!), warum der Feminismus heute wieder relevant wird und dabei auch die etwaigen Fallstricke für den Feminismus im verfallenden Patriarchat aufzuzeigen. Bei aller Freude, dass es seit einigen Jahren überhaupt wieder feministische Bewegungen gibt, darf man sich die Distanz der Theorie zur Bewegung/Politik auf keinen aus der Hand schlagen lassen (vgl. auch Böttcher 2020).

Bewegungen haben notgedrungen immer etwas Plakatives und Vereinfachendes, das von der Komplexität der Verhältnisse abstrahiert. Diese aufzuzeigen ist Aufgabe der Theorie, die zwar von einem somatischen Moment der Gesellschaftskritik getragen wird, um der Sache und gerade dieses somatischen Moments und der „Erfahrung“ willen, sich aber diesem nicht einfach ausliefern darf.

Hier hilft auch keine im Prinzip geschlechtsneutrale Dialektik von Theorie und Praxis, man kann sich hier nicht einfach auf die „Vermittlung“ zurückziehen, es geht nicht um eine „Arbeit am Unterschied“ (Gudrun-Axeli Knapp), den wir in der Postmoderne schon immer hatten, sondern um die Arbeit des Begriffs. Der Erfahrungsbegriff wäre selbst noch auf seine – auch unkoschere – Bedingtheit in einem lebensphilosophischen Kontext zu befragen. Es muss herausgestellt werden, dass er nur in konkret-historischen Kontexten Bestand haben kann in seiner dialektischen Beschränktheit und nicht, wie pseudo-dialektische Weisheiten uns wahr machen wollen, prinzipiell doch Urgrund der Gesellschaftskritik ist. Dabei kämen wir den tatsächlich „gelebten Realitäten“ von Frauen und ihrer Analyse näher, die ohne eine grundsätzliche Wert-Abspaltungs-Kritik, die nicht schon immer auf Handlungsmöglichkeiten schießt, nicht zu haben ist. Nur so ist ohne einen falschen Positivismus einen Spaltbreit ein Tor zu einer anderen Gesellschaft aufgerissen. Sofern ein solcher Weg nicht beschränkt wird, droht eine solche Position immer in eine Klassenposition abdriften, die scheinbar der Urgrund von allem ist. Dabei tritt Speck zwar für eine wissenschaftliche Distanz im Gegensatz zu einer politischen und Betroffenheits-Perspektive ein, allerdings bloß im Kontext einer soziologisch beschränkten „kritischen“ Erkenntnistheorie, jenseits einer Formproblematik (Speck 2018: 66).

Damit sind wir wieder am Ausgangspunkt des Aufsatzes angekommen. Es geht nicht darum, Frauen pädagogisierend ein feministisches Bewusstsein beizubringen, ein Ausgangspunkt, der sich heute wieder häufig wie einst auf die „Dritte Welt“ nun auf die widerspenstigen Frauen wiederum in Lateinamerika bezieht, deren Ausgangspunkt jedoch selbst häufig unreflektiert ist. Entweder bilden sie dies aufgrund gesellschaftlicher Widersprüche aus oder nicht. Ein solches Bewusstsein kann nicht „von oben“, oberlehrerhaft bestimmt werden im Sinne eines anachronistisch gewordenen „politischen Subjekts“. Es gilt sich – sozusagen – eines feministischen Leninismus zu enthalten. Ein pseudo-populistischer Impetus und ein dementsprechendes Theorie-Praxis-Verständnis, das auf die Erfahrung/Praxis als Entität hinauswill, behindert hier nur und hilft null über die gegebenen beschissenen Verhältnisse hinauszukommen, gerade wenn massive

subjektive Anstrengungen – jedoch jenseits eines voluntaristischen Begehrens (!) benötigt werden.

Eine Perspektive der Erfahrungs- und Erinnerungsarbeit nimmt zudem eine Perspektive derer ein, die es angeblich ohnehin schon wissen, und darüber nur noch genauer informiert werden wollen; mit den faktisch „gelebten Realitäten“ von Frauen schlechthin hat dies nichts zu tun; sie gehen in einer Agitprop-Position, mittelschichtsinduziert unter, gewissermaßen im Selbstmitleid der weißen Frau. In diesem Zusammenhang wird auch die Tatsache verfehlt, dass es heute Dazwischen-Identitäten gibt, bei denen eine Community-Zuordnung schwerfällt. Nicht nur gibt es kosmopolitische, etwa schwarze Geschäftsfrauen, „Trans-Identitäten“, sondern auch zahlreiche männliche prominente „People of Color“ oder „Menschen mit Migrationshintergrund“, die rechts sind, etwa Ken Jebsen, Xavier Naidoo, Attila Hildmann, der Anführer der „Proud Boys“ in den USA ist ein Afro-Kubaner, aber auch weibliche lesbische Führungspositionen in der AfD wie Alice Weidel können hier angeführt werden.

Stattdessen schreibt Koschka Linkerhand (die sich übrigens durchgängig auf Konzepte mit auf einen positiven Arbeitsbegriff bezieht – nicht zuletzt Haug und Federici) im Hinblick auf ihre Wendung hin zu einer Erfahrungs- und Bewegungspraxis: „Der Ausgabe der *Outside the box* zum Thema Arbeit liegt auch zu Grunde, dass alle aus der Redaktion in einem studentischen Milieu waren, Geisteswissenschaften studiert haben und sich ihren Lebensentwurf zusammengebastelt haben, aber noch nicht hauptsächlich lohnarbeiteten. Und dann kam nach der Ausgabe die Zeit, als vielen die Lohnarbeit drohte und Panik ausbrach. Danach gab es auch eine Auseinandersetzung mit dem wirklichen Leben, das ja hauptsächlich aus der schrecklichen Lohnarbeit besteht. Für mich war das auch eine Umbruchszeit“ (Charlotte und Koschka 2019). Dies ist aufschlussreich, nicht nur für eine bestimmte Generation, sondern für die gesamte (feministische) Linke in einer bestimmten historischen Situation, nämlich der des Verfalls des kapitalistischen Patriarchats überhaupt, und warum eine radikale Wert-Abspaltungs-Kritik als solche kein Bein auf den Boden kriegt, sondern, wenn sie überhaupt beachtet wird, immanent reinterpreted wird – und dies geschieht oft; ohne sie explizit zu zitieren, wird sie so einfach eingemeindet und gemäß dem intellektuellen Establishment passend gemacht. Eine Position, die also sagt, dass das Alltags- und Mittelschichtleben kollabiert, wie die Wert-Abspaltungs-Kritik, muss somit verworfen werden, weil ein derartiger Alltag und eine derartige Normalität eben auf Biegen und Brechen aufrechterhalten werden soll.

Es ist also zu konstatieren dass im Laufe der Untersuchung klar wurde, dass alle (im Grunde nur außer Vogel, die – wenn auch klassenkämpferisch – aus einer strukturalistischen Althusser-Ecke kommt, und *insofern* Kämpfe miteinrechnet) alle auf eine empirisch-praktische Ebene hinauswollen. Arruzza möchte den Feminismus eigentlich friedlich-schiedlich mit einem Arbeiterklassen-Marxismus vereinen, Federici möchte dies in einer operaistischen Variante, Tove Soiland de facto in einer regulationstheoretischen Perspektive, die allerdings Care und Lohnarbeit zum Hauptwiderspruch macht. Gabriele Winker möchte, dass auch über Care, das andererseits der Mehrwert-Arbeit unterstellt sein soll, auf kommunaler Räte-Ebene etwas Transzendentes erstehen soll. Beatrice Müller versucht nun diese Ebenen, die Wert-Abspaltungs-Theorie und -Kritik in eine Wert-Abjektions-Kritik transformierend mit Sozialpsychologischem zu versetzen und das Problem einer sozialreformerischen Lösung zuzuführen sowie für empirische Untersuchungen fruchtbar zu machen.

Nicht minder ist zu beobachten, dass das Politisch-Praktische und Empirische der zentrale Fluchtpunkt von Konzepten ist, die auf der Kritischen Theorie basieren. Lisa Haller will dabei in der Verschränkung – im Grunde – wert-bspaltungs-theoretischer Überlegungen (eine Inspirationsquelle, die Haller jedoch nicht explizit ausweist) mit interaktionistischen

Annahmen bloß auf die Empirie von Familie, Eltern-Kind-Verhältnissen hinaus, wobei ihre Untersuchungen eher der Politik- und sozialpädagogischen Beratung dienen als der radikalen Kritik. Dabei laufen sie auf Care in diesem Sinne noch als transzendierendes Systemmoment hinaus.

Barbara Umrath liefert nun zwar eine neue Interpretation der Kritischen Theorie vor einem feministischen Hintergrund, allerdings verwirft sie einen negatorischen Zugang, der m. E. die Voraussetzung für einen wählerischen praktischen (!) Zugang aus den Verhältnissen wäre und kommt auf eine naiv-pathetische Marcuse-Interpretation hinaus, trotz aller feministischer Kritik an seiner Beweihräucherung von Weiblichkeit schon vor mehr als vierzig Jahren. Tina Jung nun knüpft zwar bei Adorno und Horkheimer an, will aber partout die Handlungsdimension im Hinblick auf den Feminismus retten. In weitgehender Ignoranz affirmativer dekonstruktivistischer Tendenzen will sie eine Widerstandsbewegung im Feminismus konstruieren, die bis heute reicht, und eine Anpassung des Staats- und Institutionenfeminismus noch in ein Kontinuum von dialektischer Theorie,- und Praxis-Verhältnis eines per se widerständig konstruierten Feminismus eintragen, wobei für sie eine nicht weiter ausgeführte abstrakte Erfahrung (die auch tatsächlich nicht abstrakt ausgeführt werden kann) der Urgrund von allem ist.

Koschka Linkerhand und Outside the box postulieren eigentlich die „Erfahrung“ pur, obwohl sie Erfahrung und Erkenntnis angeblich in einem Zusammenhang sehen wollen, ungeachtet dessen, dass eine fetischistische Wert-Abspaltungs-Vergesellschaftung einer Verständigung der Individuen immer schon vorausgeht.

Damit sind sie heute voll auf Linie. So heißt es ganz in diesem Sinne auch in der Ankündigung eines Sammelbandes „Kritische Theorie und Feminismus“, der 2022 herauskommen soll: „Die Beiträge, u. a. von Regina Becker-Schmidt, Seyla Benhabib, Nancy Fraser, Rahel Jaeggi, Sarah Speck und Barbara Umrath, beschäftigen sich mit Fragen von Subjektivität und Identität, Ideologie und Diskriminierung sowie von Arbeit und Körper. Sie knüpfen zum einen an vergangene Debatten an und beleuchten zum anderen neue Aspekte einer feministischen kritischen Theorie“ (Stögner/Collings 2022), all dies vor dem Hintergrund „renommierter Soziologinnen“, wie es im Ankündigungstext heißt. Eine außerakademische Wert-Abspaltungs-Kritik einer feministischen Kritischen Theorie, die dies allerdings wert-enspaltungstheoretisch fundamental und nicht primär subjekttheoretisch vorher formulierte, bleibt dabei außen vor.

In Abgrenzung zu derartigen Konzepten gilt es somit auf die Kraft der Negation und nicht der Anpassung an das Establishment zu pochen. Nur dadurch könnte sich – wenn das ginge –, realpolitisch überhaupt etwas bewegen lassen, anstatt eine „revolutionäre Realpolitik“ mit Rosa Luxemburg zu fordern, wie Koschka Linkerhand dies tut (oder einen „radikalen Reformismus“, den Joachim Hirsch schon seit Jahrzehnten in Bezug auf den Spätkapitalismus einfordert – vgl. auch Kurz 1994).

Somit wäre auf die Vorzüge der Kritischen Theorie zu anzuknüpfen. Auch wenn sie problematischerweise auf ein verblichenes bürgerliches Subjekt als Emanzipationsvoraussetzung nach der Erfahrung des Nationalsozialismus nostalgisch besteht und sie reduktionistisch auf den Tausch statt auf die Wert-Abspaltung als Grundtatsache pocht, hat sie kein soziologisches Kapitalismusverständnis im Sinne von Klasse wie der traditionelle Marxismus, auf das Becker-Schmidt aber wieder hinauswill und zwar im Sinne bürgerlicher Soziologie als relationalistischer Primärzusammenhang, nun aber auch im Sinne von Geschlecht.

Das asymmetrische Geschlechterverhältnis bleibt auch bei Umrath untergepflegt, letztendlich kommt sie auf „multiple Herrschaftsformen“ als Konsequenz der Kritischen Theorie hinaus. Der theoretische Hintergrund der Wert-Abspaltung als gesellschaftlicher Basiszusammenhang, der es überhaupt erlaubt, Makro- (Wert-Abspaltung) Meso- (Rasse,

Klasse-Geschlecht) – und Mikroebene (die Ebene der evtl. mehrfach gespaltenen Individuen zu bestimmen) in Beziehung zueinander zu setzen, bleibt ausgeblendet. Diese Kritik gilt übrigens auch für ein relationalistisches Verständnis von Rasse, Klasse, Geschlecht, Antisemitismus von Karin Stögner, die nicht zur Formbestimmung in Sinne der Wert-Abspaltungs-Kritik kommt, sondern eher ein traditionelles Formverständnis hat, das auf einen Klassenmarxismus und ebenso einen affirmativen Aufklärungsbezug hinausläuft. Darauf kann hier nicht näher eingegangen werden (siehe etwa Stögner 2019).

Die Wert-Abspaltungs-Kritik hat sich dabei um alle gesellschaftlichen Probleme zu kümmern, auch jenseits des „Geschlechts“ und jenseits von allen Gruppen- und individuellen Identitäten (und jenseits von „Frauen“ in der Annahme eines „politischen Subjekts“). Überflüssig zu erwähnen, dass ihr vor diesem Hintergrund u. a. eine bessere Bezahlung und eine bessere Arbeitsbedingungen im Care-Sektor ein Anliegen sein muss. Auf eine Wert-Abspaltungs-Kritik, die um den allgemeinen Charakter des Geschlechterverhältnisses weiß und gerade deswegen – weil sie nicht den androzentrischen Subjektstatus eines Hauptwiderspruchs behaupten kann – , sich selbst relativieren muss, um sich selbst als Allgemeines behaupten zu können, das gerade im Kapitalismus mit seinem hohen Vergesellschaftungsgrad und der Dominanz der Öffentlichkeit kleingeschrieben werden muss, kommt etwa Umrath nicht; sie verbleibt hier selbst auf der Ebene der „Kritischen Theorie“, die das hierarchische Geschlechterverhältnis zwar integriert hat, aber es nicht systematisch miteinbezieht; es findet auch bei ihr eine „Verschleifung“ (Tove Soiland) mit anderen Herrschaftsformen statt, vor dem Hintergrund eines Praxis-Politik-Subjekt-Primats, anstatt sie auf ein sich selbst schon immer beschränkendes und widersprüchliches Wert-Abspaltungs-Verhältnis zu beziehen. Meine Hoffnung ist – wie gesagt –, dass dabei zumindest aus Outside the box jetzt nicht „Inside the box“ wird, die auf Ähnliches wie Umrath hinauswill.

In den meisten neueren feministisch-marxistischen Konzepten wird „Klasse“ wieder als Zentralkategorie gehandelt und dabei auch dem asymmetrischen Geschlechterverhältnis als Analyse-kategorie grundsätzlich unterlegt. Demgegenüber trägt die Kritik der Wert-Abspaltung als in sich gebrochene Grundkategorie anderen sozialen Disparitätsverhältnissen aus ihrer inneren Logik heraus Rechnung, weil sie kein autonomes erkenntnistheoretisches männliches Subjekt mehr voraussetzen kann, das sich selbst abstrakt behaupten zu müssen glaubt. Gerade als solche muss die Wert-Abspaltung als Grundform des kapitalistischen Patriarchats und eine damit einhergehende Kritik der Identitätslogik als in sich widersprüchliche, sich selbst auch relativierende Form radikal und absolut behaupten. Dabei muss sie gerade auch auf die Kraft des Negativen setzen, in einer Zeit, in der der Feminismus und die Linken bewegungsselig wieder einmal kritische Distanz und theoretische Reflektiertheit gegenüber dem Tun vermissen lassen, ja nicht selten eine Intellektuellenfeindlichkeit feststellbar ist.

Eine „schwarze Botin“ fehlt gerade heute in dem Geschrei nach Praxis, dem sich die Theorie unterzuordnen habe (vgl. die Neuausgabe: Vukadinovic 2020). Der altbekannten linken Forderung: „Und wo bleibt das Positive?“ (Erich Kästner) muss gerade heute Paroli geboten werden, sofern sich nichts wirklich Positives ausmachen lässt. Vielfach schlägt das Pendel, wenn von einer Theorie-Praxis-Dialektik gesprochen wird, zugunsten der Praxis aus. Theorie ist dabei primär ein Anhängsel der Bewegung und soll diese legitimieren. So sehr die Kritik an einem Lifestyle-Feminismus zutrifft (s. o.), so wenig kann sich ein zeitgemäßer Feminismus, der sich eben nicht auf den Zeitgeist gemein machen darf, auf eine verblichene politische Subjektivität berufen.

Denn die Insistenz auf ein „politisches Subjekt Frau“ ist auch insofern ein Anachronismus, als die Politik, aber auch das Subjekt sich mittlerweile selbst in einer fundamentale Krise befinden. Es ist insofern falsch, das notwendige Zusammentun von Frauen, um gegen

patriarchal-kapitalistische Verhältnisse zu protestieren, wiederum unter diese Kategorien zu fassen. Eine Sichtweise, die sich auf der Ebene der Kampfbegriffe und der Aktion bewegen und Theoriebildung relativiert, zahlt hier den Preis des Anachronistischen und auch „Unwahren“. Die Rede vom „politischen Subjekt Frau“ verdeckt, dass Frauen heute insgesamt in der politischen Sphäre relevanter geworden sind, weil die Politik und die Subjekt-Kategorie im Verfall des kapitalistischen Patriarchats selbst längst massiv in eine strukturelle Krise geraten sind.

Dabei ist der historische Prozess der Wert-Abspaltung von der Ausbildung der Zweigeschlechtlichkeit bis zu deren Verwilderung des Patriarchats heute zentral in Rechnung zu stellen. Daran ist festzuhalten, jenseits aller (politischer) Konjunkturen. Auch wenn es einen „Wiederholungszwang“ gibt, darf dies nicht dazu führen, das Immergleiche anzunehmen. Veränderungen in der Postmoderne werden im „materialistischen Feminismus“ heute gern vergessen, um zu klassischen, längst vergangenen Kategorisierungen zurückkehren zu können. Es gibt allerdings historische Modulationen als Ganzes, die zeigen, dass es auch anders sein kann, also die kapitalistisch-patriarchale Wert-Abspaltungs-Vergesellschaftung auch an ihr (selbst auch barbarisches!) Ende kommen kann. Wir leben heute in einem Zeitalter der Restauration. Dies gilt nicht nur für rechte und Querfrontprogrammatiken, sondern auch für Linke und (Links- verquere) Queer-Feministinnen, die glauben der heutigen Realität im Rückgriff auf einen Traditionsmarxismus und einen Traditionsfeminismus mit veralteten Kategorien beikommen zu können.

Die Insistenz auf Erfahrung, gelebter Realität, Tradition, Subjekt und Klasse, Care in unsicheren Zeiten ruft andererseits auch vitalistische Gegenreaktionen auf den Plan (wobei sich beide Tendenzen freilich auch überschneiden können). Das „Leben“ als dialektischer Gegenpol des Zeitgeistes zu Klasse und Traditionsmarxismus soll so „das Ganze“ etwa bei Eva von Redecker begründen. Vitalistisch landet sie beim abstrakten Leben und der „Sachherrschaft“ (von Redecker 2020). Dies muss allerdings andernorts verhandelt werden und wäre ein neues Thema.

Corona war dabei bloß ein Brandbeschleuniger dieses Prozesses, um diese abgeschmackte Formulierung hier zu benutzen, weswegen es hier nicht ausführlich behandelt worden ist, selbst wenn danach ein relativer Aufschwung gemessen werden sollte, der sich allerdings bloß aus den bereits gemessenen Absturz-Tiefen ergibt. Festzuhalten gilt es, dass in der (feministischen) Main-Stream-Linken unterschiedlichster Couleur heute ein hoch problematischer Affekt gegen die Abstraktion besteht, der gerade sattem zunehmenden antisemitischen Tendenzen zuträglich sein kann (vgl. Postone 1988).

Literatur

Adamczak, Bini (im Gespräch mit Friederike Beier): Feminismus im Herzen der Revolution materialisieren, in: Beier, Friedericke/Haller, Lisa Yashodhara/Haneberg, Lea: materializing feminism. Positionierungen zu Ökonomie, Staat und Identität, Münster, 2018.

Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik, Frankfurt/Main, 1966.

Adorno, Theodor W.: Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie, in: Soziologische Schriften I, Frankfurt/Main, 1998, 42–85.

Adorno, Theodor W.: Gesellschaft, in: Soziologische Schriften I, Frankfurt/Main, 1998a, 9–20.

l'Amour laLove, Patsy (Hrsg.): Beißreflexe: Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten, Berlin, 2017.

Arruzza, Cinzia: Feminismus und Marxismus. Eine Einführung, Karlsruhe, 2017.

Becker-Schmidt, Regina: Konstruktion und Struktur: Zentrale Kategorien in der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, in: Graf, Julia/Ideler, Kristin/Klinger, Sabine (Hrsg.): Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt: Theorie, Praxis, Perspektiven, Leverkusen-Opladen, 2013.

Becker-Schmidt, Regina: „Frauenmarkt“, Luce Irigarays Blick auf die wertsteigernde Ökonomie männlicher Repräsentation, welche als Quelle von Ausbeutung von Marx übersehen wurde, in: Busch, Charlotte/Dobben, Britta/Rudel, Max/Uhlig, Tom David (Hrsg.); Der Riss durchs Geschlecht. Feministische Beiträge zur Psychoanalyse, Gießen, 2016, 71–94.

Böttcher, Herbert: Wir müssen doch etwas tun! Handlungsfetischismus in einer reflexionslosen Gesellschaft 16.12.2020, auf exit-online.org

Boltanski, Luc/Chiapello, Eve: Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz, 2006.

Bovenschen, Silvia/Schuller, Marianne. Weiblichkeitsbilder, in: Gespräche mit Herbert Marcuse, Gesprächsteilnehmer: Herbert Marcuse, Silvia Bovenschen, Marianne Schuller, Frankfurt/Main, 1978, 65–87.

Charlotte & Koschka: Interview mit Irma: “Wir wollten unser Leben umkrempeln, von oben bis unten“, in: Outside the box, Nr. 7, Erfahrung, Leipzig, 2019, 166–177.

Colligs, Alexandra: Identität und Befreiung. Subjektkritik nach Butler und Adorno, Frankfurt/Main, 2021.

D’Atri, Andrea: Brot und Rosen. Geschlecht und Klasse im Kapitalismus, Hamburg, 2019.

Dück, Julia/Hajek, Katharina: Über die Kapitallogik hinaus – feministische Klassenpolitiken denken, in: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Nr. 197, 2019, 591–595.

Federici, Silvia: Die Reproduktion der Arbeitskraft im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution, in: Dies.: Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution, Münster, 2012, 21–86.

Federici, Silvia: Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation, Wien, 2012a.

Federici, Silvia: Ursprüngliche Akkumulation, Globalisierung und Reproduktion, in: Backhouse, Maria/Gerlach, Olaf/Nowak, Andreas (Hrsg.): Die globale Einhegung, ursprüngliche Akkumulation und Landnahme im Kapitalismus, Münster, 2013, 40–52.

Federici, Silvia: Die Welt wieder verzaubern. Feminismus, Marxismus & Commons, Wien, 2020.

Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg i. Br., 1992, 201–254.

Haller, Lisa, Yashodhara: Kapital – Staat – Geschlecht. Eine theoretische Analyse der Vermittlungszusammenhänge, in: Beier, Friederike/Haller Lisa Yashodhara/Haneberg, Lea (Hrsg.): materializing feminism, Münster, 2018, 69–94.

Haller, Lisa, Yashodhara: Elternschaft im Kapitalismus. Staatliche Einflussfaktoren auf die Arbeitsteilung junger Eltern, Frankfurt/Main, 2018a.

Haug, Frigga: Selbstveränderung als gesellschaftliche Praxis, in: Scheele, Alexandra/Wöhl, Stefanie (Hrsg.): Feminismus und Marxismus, 2018, 24–39.

Jung, Tina: Kritik als demokratische Praxis: Kritik und Politik in Kritischer Theorie und feministischer Theorie, Münster, 2016.

Kurz, Robert: Das Ende der Politik. Thesen zur Krise des warenförmigen Regulationssystems, in: Krisis. Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft, Nr. 14, Bad Honnef 1994, auch auf exit-online.org.

Kurz, Robert: Das Weltkapital. Globalisierung und Schranken des warenproduzierenden Systems, Berlin, 2005.

Kurz, Robert: Geld ohne Wert. Grundrisse zu einer Transformation der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin, 2012.

Kurz, Robert/Lohoff, Ernst: Der Klassenkampf fetisch. Thesen zur Entmythologisierung des Marxismus, in: Marxistische Kritik, Nr. 7, 1989, 10–41.

Linkerhand, Koschka: Angst und Aggressivität im Feminismus ... und die Notwendigkeit sich Objekte jenseits von Sprachpolitik zu setzen, in: Feministisch streiten. Texte zu Vernunft und Leidenschaft unter Frauen, Berlin, 2018, 216–227.

Linkerhand, Koschka: Die andere Frau. Weibliche Erfahrungen als Grundlage feministischer Kritik, in: Outside the box, Nr. 7, Erfahrung, Leipzig, 2019, 20–27.

Linkerhand, Koschka: Mitten unter uns. Was sind Femizide? Überlegungen zum transnationalen Kampf gegen Frauenmorde. Erster Teil, in: konkret-magazin.de, <https://konkret-magazin.de/aktuell/543-mitten-unter-uns> 25.11.2020.

Lux, Katharina: „Es liegt nicht in unserem Interesse, Erfahrungen in eine vorgefaßte Theorie einzupassen ... “ Erfahrung und feministisches Bewusstsein in der autonomen Frauenbewegung der 1970er Jahre, in: Outside the box, Nr. 7, Erfahrung, Leipzig, 2019, 64–73.

Meißner, Hanna: Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx, Bielefeld, 2010.

Mohs, Charlotte: No Women's Liberation without Socialism! No Socialism without women's Liberation! in: Linkerhand, Koschka (Hrsg.): Feministisch streiten. Texte zu Vernunft und Leidenschaft unter Frauen, Berlin, 2018, 146–159.

Müller, Beatrice: Wert-Abjekton als konstituierende und strukturierende Kraft von Care-Arbeit im patriarchalen Kapitalismus, in: Femina Politica, Nr. 1, Leverkusen 2013, 31–43.

Müller, Beatrice: Wert-Abjektion. Zur Abwertung von Care-Arbeit im patriarchalen Kapitalismus am Beispiel der ambulanten Pflege, Münster, 2016.

Ortlieb, Claus Peter: Ein Widerspruch von Stoff und Form – Zur Bedeutung der Produktion des relativen Mehrwerts, in: exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft, Nr. 6, Bad Honnef, 2009, 23–54.

Outside the box, Nr. 7, Erfahrung, Leipzig, 2019.

Posster, Kim: Das Verbindende zur Sprache bringen, ohne dabei das zu übersehen. Interview mit den „Outside the box“- Redakteurinnen Constanze Stutz und Kimey Pflücke, in: konkret-magazin.de, Aktuell, <https://www.konkret-magazin.de/aktuell/402-das-verbindende-zur-sprache-bringen-ohne-dabei-das-besondere-zu-uebersehen> 19.10.2018.

Postone, Moishe: Nationalsozialismus und Antisemitismus. Ein theoretischer Versuch, in: Dan, Diner (Hrsg.): Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz, Frankfurt/Main, 1988, 242–254.

Redaktion outside the box: Interview von Inside the fox mit „Solidarisch gegen Corona“, (<https://outside-mag.de/papers/128>), August 2020.

von Redecker, Eva: Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen, Frankfurt/Main, 2020.

Rukaj, Sahra: Verschwindende Körper. Geschlechterforschung. Wie dem akademischen Feminismus das weibliche Subjekt abhanden kommt: der Freitag, Nr. 31, 2020.

Scheele, Alexandra/Wöhl, Stefanie (Hrsg.): Feminismus und Marxismus, Weinheim, 2018.

Scholz, Roswitha: Differenzen der Krise – Krise der Differenzen. Die neue Gesellschaftskritik im globalen Zeitalter und der Zusammenhang von „Rasse“, Klasse, Geschlecht und postmoderner Individualisierung, Bad Honnef, 2005.

Scholz, Roswitha: Überflüssigsein und „Mittelschichtsangst“. Das Phänomen der Exklusion und die soziale Stratifizierung im Kapitalismus, in: exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft, Nr. 4, 2008, Bad Honnef, 58–104.

Scholz Roswitha: Gesellschaftliche Form und konkrete Totalität. Zur Dringlichkeit eines dialektischen Realismus heute, in: exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft, Nr. 9, Bad

Honnef, 2009, 55–100.

Scholz, Roswitha: Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats, Bad Honnef 2011/2000 (Erstaufgabe).

Scholz, Roswitha: Die Bedeutung Adornos für den Feminismus heute – Rückblick und Ausblick auf eine widersprüchliche Rezeption, in: exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft, Nr. 10, Berlin 2012, 190–207.

Scholz, Roswitha: Fetisch Alaaf! Zur Dialektik der Fetischismuskritik im heutigen Prozess des „Kollaps der Modernisierung“. Oder: Wieviel Establishment kann radikale Gesellschaftskritik ertragen?, in: exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft, Nr. 12, Angermünde, 2014, 77–117.

Scholz, Roswitha: Editorial, in: exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft, Nr. 14, Angermünde, 2017, 7–18.

Scholz, Roswitha: Christoph Columbus forever? Zur Kritik heutiger Landnahmetheorien vor dem Hintergrund des „Kollaps der Modernisierung“, in: exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft, Nr. 13, Berlin, 2016, 46–100.

Scholz, Roswitha: It's the class stupid? Degradierung, Deklassierung und die Renaissance des Klassenbegriffs, 2018, auf exit-online.org

Scholz, Roswitha: Der Kapitalismus, die Krise ... die Couch – und der Verfall des kapitalistischen Patriarchats. Einige kritische Bemerkungen zum Lacan-Marxismus von Slavoj Žižek und Tove Soiland, in: exit! Krise und Kritik der Warengesellschaft, Nr. 17, Springe, 2020, 45–89.

Soiland, Tove: Der Sockel des Eisbergs: Umriss eines feministischen Marxismus für das 21. Jahrhundert, 2018, auf soziopolis.de. <https://www.soziopolis.de/der-sockel-des-eisbergs.html> 3.3.2021

Speck, Sarah: Kritische und feministische Theorie: Plädoyer für eine neue Liaison, in: Feministische Studien, Nr. 1, 2018, 59–67.

Stögner, Karin/Colligs, Alexandra (Hrsg.): Kritische Theorie und Feminismus, Berlin (erscheint 2022).

Stückler, Andreas: Dysfunktionale Funktionalität, in: Kritiknetz.de, https://www.kritiknetz.de/images/stories/texte/Stueckler_Dysfunktionale_Funktionalitaet.pdf 15. Sept. 2019.

Stutz, Constanze: Auf dem Fleischmarkt untenrum frei unterwegs – Zum Wiederholungszwang pop-feministischer Erfahrungsliteratur der Gegenwart, in: Outside the box, Nr. 7, Erfahrung, Leipzig 2019, 8–15.

Stögner, Karin: Hass, Identität. Differenz. Essay: Über die Aktualität des autoritären Charakters, in: jungle world, Nr. 47, 2019.

Trumann, Andrea: Von der Dekonstruktion der Identität hin zu ihrer Verfestigung. Eine Auseinandersetzung mit Judith Butler und ihren Adept*innen, in: Beier, Frederike/Haller, Lisa, Yashodhara/Haneberg, Lea (Hrsg.): materializing Feminism. Positionierungen zu Ökonomie, Staat und Identität, Münster, 2018, 119–140.

Umrath, Barbara: Geschlecht, Familie Sexualität. Die Entwicklung der Kritischen Theorie aus der Perspektive sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung, Frankfurt/Main, 2019.

Vogel, Lise: Marxismus und Frauenunterdrückung. Auf dem Weg zu einer umfassenden Theorie, Münster, 2019.

Vukadinovic, Vojin, Sasa (Hrsg.): Die Schwarze Botin, Ästhetik, Kritik, Polemik, Satire 1976–1980, Göttingen, 2020.

Winker, Gabriele: Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft, Bielefeld, 2015.

Winker, Gabriele: Das Ganze der Arbeit revolutionieren! in: Scheele, Alexandra/Wöhl, Stefanie: Feminismus und Marxismus, Weinheim, 2018.